

Susanne Günther, Steffi Krause, Claudia Krell, Karla Müller (Hrsg.)

**Frauen – Gender – Wissenschaft.
Beiträge von einem interdisziplinären
Forschungssymposium**

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	4
1 Literaturwissenschaft	
„Take her away to the red-room, and lock her in there“: Gedanken zum Raumkonzept und zur weiblichen Unterdrückung in Charlotte Brontës <i>Jane Eyre</i> <i>Sabina Kirk</i>	6
<i>Making Sense of Sensibility</i> : Die Umdeutung genderspezifischer Empfindsamkeit in Mary Wollstonecrafts <i>Die Verteidigung der Frauenrechte</i> und Jane Austens <i>Stolz und Vorurteil</i> <i>Nora Pleßke</i>	16
Verschleierte Freiheit. Frauen, Frauenrechte und die Verhandlung des Ost-West-Diskurses in Lady Mary Wortley Montagus <i>Turkish Embassy Letters</i> <i>Dorothea Will</i>	29
2 Kultur- und Sozialwissenschaften	
Forschungsbericht: Der Einfluss flexibler Arbeitszeitgestaltung auf die Work-Family-Balance von Wiedereinsteigerinnen und Wiedereinsteigern <i>Anja Heinz und Susanne Günther</i>	42
Sex statt Selbstermächtigung? Gender im Superheldenvideospiel <i>Martin Hennig</i>	48
Der wissenschaftliche Diskurs zur „Lebenssituation muslimischer Frauen in Deutschland“ am Beispiel der Themen „Zwangsverheiratung“ und „Ehrenmorde“ <i>Alev Inan</i>	63
Partnerfindung in individualisierten Gesellschaften <i>Steffi Krause</i>	71

3 Rechtsgeschichte und Philosophie

Das konfuzianische Staats- und Herrschaftsverständnis und seine Rezeption bei Christian Wolff <i>Annika Büsching</i>	86
----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------	----

Hannah Arendts Begriff des Privaten: mehr als eine rein lokale Di- mension von Privatheit <i>Julia-Maria Mönig</i>	98
--------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------	----

4 Sektion Mathematik

Approximation über Gebieten – Wie nähern wir uns an? <i>Nada Sissouno</i>	111
------------------------------------------------------------------------------------	-----

Verzeichnis der Autorinnen und Autoren	121
-----------------------------------------------------	-----

Vorwort der Herausgeberinnen

Susanne Günther, Steffi Krause, Claudia Krell, Karla Müller

Vom 21. Juni 2013 bis zum 23. Juni 2013 fand an der Universität Passau das Symposium „Gender.Frauen.Wissenschaft.“ statt, auf dem der vorliegende Sammelband basiert. Veranstalterin war das Frauenbüro der Universität Passau, welches mit der Veranstaltung verschiedene Ziele bezweckte. Ausgehend von der Tatsache, dass es an der Universität zu dem Zeitpunkt keine institutionalisierten Gender-Studies gab, aber viele Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die zu Genderfragen bzw. Genderaspekten in ihrem Fach forschen, sollte das Symposium solchen Personen die Gelegenheit geben, sich kennenzulernen, über die Forschungsprojekte sich auszutauschen und zu vernetzen. In der Tat glückte der intra- und interfakultäre Ansatz. Da sich das Symposium als Förderinstrument verstand, sollte der Schwerpunkt auf dem wissenschaftlichen Nachwuchs liegen. So versammelt der Band Beiträge von Autorinnen und Autoren in ganz unterschiedlichen Qualifizierungsphasen.

Nicht alle Passauer Fakultäten konnten Beiträge zu einem Genderthema liefern. Deshalb wurde es Forscherinnen auch eröffnet, ein Thema zu präsentieren und zur Diskussion zu stellen, welches nichts mit Gender zu tun hatte. So konnten die Mathematik und die Rechtsgeschichte einbezogen werden. Denn dies war der zweite Zweck des Symposiums: die Leistungen forschender *Frauen* an unserer Universität sichtbar zu machen und diese Personen auf ihrem Weg in die Wissenschaft zu ermutigen, insbesondere in Disziplinen, die nicht „typisch weiblich“ sind.

Über zweieinhalb Tage erstreckte sich ein Programm, das tatsächlich seine Intentionen erfüllte und von einer ebenso konzentrierten wie konstruktiven Atmosphäre geprägt war. Die Beiträge waren noch vielfältiger, als es der vorliegende Band spiegelt, da einige Beiträgerinnen auf eine Publikation ihrer Forschungs(zwischen)ergebnisse zum jetzigen Zeitpunkt verzichteten. Auf der anderen Seite wurden aber auch zwei Aufsätze zusätzlich aufgenommen.

Es konnte angesichts der besonderen Programmkonzeption nicht ausbleiben, dass der Sammelband etwas heterogen wirkt. Möge jede und jeder das finden, wonach sie oder er sucht, und mögen die anderen Beiträge dazu einladen, über den berühmten „Tellerrand“ zu schauen!

Passau, im Oktober 2014

Susanne Günther, Steffi Krause, Claudia Krell, Karla Müller

1 Literaturwissenschaft

„Take her away to the red-room, and lock her in there“: Gedanken zum Raumkonzept und zur weiblichen Unterdrückung in Charlotte Brontës *Jane Eyre*

Sabina Kirk

1 Einleitung

Als Charlotte Brontës Roman *Jane Eyre* 1847 veröffentlicht wurde, erhielt er sowohl von Seiten der Leserinnen und Leser als auch der kritischen Öffentlichkeit viel Aufmerksamkeit und wurde schließlich zu einem der populärsten Romane seiner Epoche, so dass es auch heute kaum vorstellbar ist sich mit viktorianischer Literatur zu beschäftigen, ohne dabei Brontës Romandebüt zu berücksichtigen. *Jane Eyre* erzählt die Geschichte der gleichnamigen Titelheldin und verfolgt, im Sinne des ‚klassischen‘ Bildungsromans, Janes Entwicklung und erfolgreiche Integration in die Gesellschaft. Räume spielen in diesem Prozess der Integration eine wichtige Rolle. Im Laufe des Romans sieht sich Jane, die zugleich die Ich-Erzählerin dieser fiktiven Autobiographie ist, mit verschiedenen Räumen konfrontiert, die starken Einfluss auf ihr Handeln und damit auch ihre geistige Reife ausüben, so dass man sagen kann, dass die Räume und die damit verbundenen Überschreitungen von räumlichen und semantischen Grenzen Janes *rites de passage* vom Kind zur Frau markieren. Das Konzept ‚Raum‘ stellt somit eine wichtige Analysekategorie dar. Im Folgenden soll anhand eines kleinen Ausschnittes aus *Jane Eyre* erläutert werden, wie Räume einerseits die Gefühle von Figuren beeinflussen, sie diese andererseits aber auch reflektieren, und wie Räume dazu genutzt werden können um Machtverhältnisse zu etablieren.

2 Kontextualisierung

Einer der ersten Räume, der einen signifikanten Eindruck bei Jane hinterlässt, ist der sogenannte red-room in Gateshead. Es geht hierbei um die ersten beiden Kapitel des Romans. Jane ist zu diesem Zeitpunkt zehn Jahre alt und lebt als Vollwaise in der Obhut ihrer Tante, Mrs Reed, und zusammen mit deren Kindern. An einem Nachmittag kommt es zu einer Auseinandersetzung zwischen Jane und ihrem vier Jahre älteren und ihr körperlich überlegenen Cousin John. Jane wird im Laufe dieses Konflikts von John mehrfach als „rat“ und „dependant“ (Brontë 2002: 10) bezeichnet, und schließlich auch von ihm geschlagen und mit einem Buch verletzt. Allerdings erduldet Jane dieses Verhalten entgegen viktorianischen Gendervorstel-

lungen¹ nicht still, sondern setzt ihrerseits zur Gegenwehr an; zunächst verbal, indem sie nun John als „wicked and cruel boy“ (ebd.) bezeichnet, letztendlich aber auch körperlich, indem sie buchstäblich zurückschlägt und John angreift, so dass es am Ende Jane ist, die die Konsequenzen des Streits tragen muss. Sie wird mit den Worten ihrer Tante „Take her away to the red-room, and lock her in there“ (ebd.: 11) in eben jenen roten Raum eingeschlossen.

3 Der Red-Room

Obwohl man zu diesem Zeitpunkt keine Ahnung hat, was sich hinter dem red-room verbirgt, hat alleine die Aussage, das Kind in diesen Raum zu sperren, etwas Bedrohliches. Jane erlebt den Raum folgendermaßen:

The red-room was a square chamber, very seldom slept in, I might say never [...]: yet it was one of the largest and stateliest chambers in the mansion. A bed supported on massive pillars of mahogany, hung with curtains of deep red damask, stood out like a tabernacle in the centre; the two large windows, with their blinds always drawn down, were half shrouded in festoons and falls of similar drapery; the carpet was red; the table at the foot of the bed was covered with a crimson cloth; the walls were a soft fawn colour with a blush of pink in it; the wardrobe, the toilet-table, the chairs were of darkly polished old mahogany. Out of these deep surrounding shades rose high, and glared white, the piled-up mattresses and pillows of the bed, spread with a snowy Marseilles counterpane. Scarcely less prominent was an ample cushioned easy-chair near the head of the bed, also white, with a footstool before it; and looking, as I thought, like a pale throne.

This room was chill, because it seldom had a fire; it was silent, because remote from the nursery and kitchen; solemn, because it was known to be so seldom entered. The house-maid alone came here on Saturdays, to wipe from the mirrors and the furniture a week's quiet dust: and Mrs. Reed herself, at far intervals, visited it to review the contents of a certain secret drawer in the wardrobe, where were stored divers parchments, her jewel-casket, and a miniature of her deceased husband; and in those last words lies the secret of the red-room—the spell which kept it so lonely in spite of its grandeur.

Mr. Reed had been dead nine years: it was in this chamber he breathed his last. (ebd.: 13-14)

Aufgrund dieser Schilderung wird nicht nur deutlich, dass Rot als vorherrschende Farbe diesem Zimmer seinen Namen verleiht, sondern gleichzeitig eine düstere

1 Das weibliche Ideal gilt in viktorianischer Zeit als passiv und zurückhaltend (vgl. Parker 1995: 3-7).

Atmosphäre schafft, da die unterschiedlichen Rotschattierungen in dem sonst lichtlosen Raum sehr bedrückend wirken. Auch Janes Beschreibung vom Bett als Tabernakel sowie der dunklen Mahagoni-Möbel verleihen dem Zimmer etwas Unheimliches, fast schon Sublimes. Allerdings, und das geht ebenfalls aus Janes Erzählung hervor, ist Rot zwar, neben dem dunklen Mobiliar, die dominierende, aber nicht die einzige Farbe, die zu eben jener unheimlichen Atmosphäre beiträgt. Das Weiß der Bettwäsche, Matratzen, Kissen und des Sessels mit Hocker steht im starken Kontrast zu den Rottönen und ruft, ob Janes Wahrnehmung der Farbe als „glaring“ und „pale“ (ebd.), eher Konnotationen der Vergänglichkeit hervor, nicht zuletzt deshalb, weil der Raum kalt, ruhig und von den zentralen Räumen des Hauses entfernt liegt. Es sind jedoch nicht nur die Farben, die das Zimmer zu einem unheimlichen Ort machen, sondern auch seine Vergangenheit, da es sich um das Zimmer handelt in dem Mr Reed gestorben ist. Also ist Jane nicht nur in einem red-room, oder bed-room eingeschlossen, sondern in einer Art Totenzimmer.

3.1 Topographie vs. Psychographie

Nun stellt sich die Frage, welche Wirkung der red-room auf Jane hat bzw. ob es zwischen Raum und Figur eine Wechselwirkung gibt. Margot Horne stellt gerade in Bezug auf die Farben des Raumes folgendes fest:

[...] Red and white. These two colours are connected imaginatively with the opposing sensations of being hot or cold, sensations which dominate Jane Eyre's mind and body throughout her experiences at Gateshead and which seem to reach a fever pitch during her restless hours in the isolation ward of the red room. (Horne 1980: 208)

Die beiden dominierenden Farben Weiß und Rot des Raumes können demnach metaphorisch mit den Emotionen eines Menschen gleichgesetzt werden und lassen sich dadurch mit Janes Wesen oder zumindest ihrer psychischen Disposition in diesem Augenblick in Verbindung setzen. So kann man sagen, dass das Rot des Raumes stellvertretend für Janes Zorn am Ende des ersten Kapitels gelesen werden kann. Jane wird, ob ihres Verhaltens gegenüber John, von den Hausdamen als „mad-cat“ (Brontë 2002: 13) beschrieben und auch die erwachsene Jane, die in Retrospektive ihr Verhalten deutet, beschreibt sich als „out of myself“ (ebd.) in diesem Moment der Wut und Verzweiflung. Das grelle Weiß des Raumes steht dahingegen für Janes nachlassende Wut.

Daylight began to forsake the red-room; it was past four o'clock, and the beclouded afternoon was tending to drear twilight. [...] I grew by degrees cold as a stone, and

then my courage sank. My habitual mood of humiliation, self-doubt, forlorn depression, fell damp on the embers of my decaying ire. (ebd.: 16)

Janes Heißblütigkeit, die mit der Farbe Rot im red-room zum Ausdruck gebracht wird, wandelt sich mit der einsetzenden Dämmerung und Jane ist nun außer Stande zu handeln, sie ist passiv, nahezu morbid, und die Todesmetaphorik, die sich im blassen kalten Weiß des Raumes findet, spiegelt sich in Janes Gedankenwelt wider, da sie anfängt über den Tod als Lösung ihrer Probleme nachzudenken (vgl. ebd.). So wie die beiden dominierenden Farben des red-room in Opposition zueinander stehen, so ist auch Janes innerer Gefühlszustand von Oppositionen gekennzeichnet², da ihre innere Zerrissenheit zunächst durch Wut und Aggression einen Ausdruck erfährt, während später das Gefühl der Trauer und Verlassenheit überwiegt.

3.2 Selbstbild und Fremdbild

Wie gerade erläutert, spiegelt der red-room Janes psychische Disposition wider, andererseits hat der Raum aber auch eine starke Wirkung auf Jane und wird, wie im Folgenden dargestellt werden soll, zu einem Ort des psychischen Terrors. Die Art und Weise, wie Jane den red-room erlebt und wie er sich auf sie auswirkt, hängt stark damit zusammen, wie sie im Kreis ihrer ‚Familie‘ gesehen wird und wie sie sich letztendlich selber sieht. Demnach haben Selbst- und Fremdbild einen starken Einfluss darauf, wie Figuren eine bestimmte Umgebung erleben. Dass Jane kein vollwertiger Teil der Familie Reed ist, wird schon auf der ersten Seite des Romans deutlich. Jane ist die Jüngste im Haushalt der Reeds und unterscheidet sich sowohl im Aussehen – Jane wird wiederholt als körperlich schwächer/unterlegen beschrieben (vgl. ebd. 7-14) – als auch in ihrer Art von den Reed-Kindern, so dass sich eine starke Diskrepanz zwischen Jane und der Reed-Familie ergibt, die auch räumlich ausgedrückt wird:

[...] Eliza, John, and Georgiana were now clustered round their mama in the drawing-room: she lay reclined on a sofa by the fireside, and with her darlings about her [...] looked perfectly happy. Me, she had dispensed from joining the group; saying, '[...] she really must exclude me from privileges intended only for contented, happy, little children.' (ebd.: 7)

² Der red-room spiegelt nicht nur Janes inneren Gefühlszustand wider, sondern wird von vielen Literatur- bzw. Kulturwissenschaftlern zudem als Metapher für Janes sexuelle Entwicklung gesehen, so dass gerade die Farbe Rot mit dem Einsetzen der Menarche gleichgesetzt werden kann (vgl. Showalter 1999: 114-115; Locy 2002: 109; Alexander 2003: 422; Beer 1996: 154).

Während Mrs Reed mit ihren Kindern ein Bild der Wärme und Geborgenheit ausstrahlt, wird Jane von diesem familiären Idyll gezielt ausgeschlossen. Sie wird von John als „Madam Mope“, „bad animal“, und „rat“ (ebd.: 10) charakterisiert und auch die Hausmädchen sagen ihr, dass sie „less than a servant“ (ebd.:12) sei und nicht auf gleicher Stufe mit den Reed-Kindern steht. Das Kindermädchen Bessie betont: „you ought not to think yourself on equality with the Misses Reed and Master Reed.“ (ebd.). Durch diese Aussagen der anderen Figuren beginnt Jane sich selbst in einer untergeordneten Position zu sehen. Sie führt an: „I was a discord in Gateshead Hall: I was like nobody“ (ebd.: 14). Jane fühlt sich allerdings nicht nur als Niemand, sondern sie sieht sich selbst in der Rolle des „slave“ (ebd.). In der Isolation des red-room wird sie allerdings gezwungen ihre eigene Position in der Familie zu reflektieren, so dass sie im Laufe ihres mehrstündigen Eingesperrtseins komplett das Gefühl für sich selbst verliert. So sieht sich Jane im Spiegel, erkennt sich aber nicht darin, sondern nimmt sich verzerrt als „strange little figure“ (ebd.:15) wahr, die einem Geist oder einer „fairy“ (ebd.) aus ihren Märchen gleicht, als wäre der Spiegel ein Fenster oder eine Tür zu einer anderen Welt. Jedoch ist Jane in ihrer Welt, genauer gesagt im red-room, gefangen, wird aber kontinuierlich mit dem Übernatürlichen konfrontiert. Durch die Ruhe und Dunkelheit, die innerhalb des red-rooms herrscht, beginnt Jane Geräusche und Lichter, die von außen nach innen dringen, deutlicher wahrzunehmen, die sie oder zumindest ihr 10-jähriges Ich als Zeichen einer anderen Welt deutet. Der red-room wird für Jane zu einem Ort der übernatürlichen Begegnungen, denen sie willkürlich ausgesetzt ist. Jane erzählt:

I thought the swift darting beam was a herald of some coming vision from another world. My heart beat thick, my head grew hot; a sound filled my ears, which I deemed the rushing of wings; something seemed near me; I was oppressed, suffocated: endurance broke down; I rushed to the door and shook the lock in desperate effort. (ebd.: 16)

Der red-room ist für Jane nicht mehr nur unheimlich, sondern ein Ort des psychischen und letztendlich auch physischen Terrors, da Jane nicht nur das Gefühl hat unterdrückt zu werden, sondern auch zu ersticken. Am Ende wird sie schließlich durch ihre Ohnmacht von den Schrecken des red-rooms erlöst.

Die Wirkung, die der Raum auf Jane hat ist, hierbei aber nicht nur dem Zweifeln an der eigenen Identität geschuldet, sondern auch sehr stark damit verbunden, dass Jane generell keinen ihr zustehenden Platz hat. Die erwachsene Jane, die retrospektiv auf die Geschehnisse im red-room und in Gateshead zurückblickt, deutet an,

dass sie immer als ein „interloper“ (ebd.: 13), d.h. als eine Fremde, wahrgenommen wurde, die sich von außen in die Familie gedrängt hat. Durch Janes mehrfache Wortwahl, „interloper“, „alien“ und „intrude“ (ebd.), wird Janes Position automatisch mit Raum verknüpft, da diese Begrifflichkeiten sehr oft mit Territorium in Verbindung gebracht werden. Jane ist also jemand, der in fremdes Territorium eindringt.

In der Einleitung seiner Monographie *Terror und Territory: The Spatial Extent of Sovereignty* deutet Stuart Elden an, dass Territorium und Terror oftmals zusammenhängen: „There is [...] a possible direct linkage between „territory“ and „terror.“ Terror, like „terrify“, is [...] derived from „terrere“. Using this logic, „territorium“ would be a place from which people are frightened, or where terror is exercised [...]“ (Elden 2009: xxix). In Janes Fall ist dieser Zusammenhang deutlich zu erkennen. Jane ist ein Eindringling innerhalb des Territoriums der Familie Reed und da sie es selbst nicht schafft, einen Teil dieses Territoriums für sich zu beanspruchen, wird sie Ängsten ausgesetzt. Im red-room spitzt sich die Lage insoweit zu, als sich Jane hier wirklich bewusst ist, dass sie hier eine räumliche Grenze überschreitet, weil der red-room einen isolierten Bereich des Hauses darstellt.

Sicherlich ließe sich argumentieren, dass der Terror, den Jane empfindet, nichts mit dem Raum an sich zu tun hat, sondern letztendlich Janes subjektiver Wahrnehmung des Raumes und ihrer ‚Hysterie‘ geschuldet ist, allerdings spricht Mrs Reeds Verhalten deutlich gegen dieses Argument. Janes Tante wählt den Raum sehr bewusst dazu aus, um Jane zu unterdrücken und um Macht zu demonstrieren. Wenn es darum ginge, Jane zu beruhigen oder von den anderen Kindern zu trennen, könnte sie sie auch in die ‚nursery‘ einschließen oder in einen anderen bewohnten Raum des Hauses, sie wählt jedoch ganz gezielt den einsam gelegenen red-room aus, so dass dieser als Heterotopie fungiert.

4 Der Red-Room als Heterotopie

Folgt man Michel Foucaults Konzept der ‚anderen Räume‘, so handelt es sich bei Heterotopien um wirklich existierende Orte, die einerseits Teil der Gesellschaft sind und somit auf deren Werte und Normen zurückgreifen, die andererseits aber auch für sich losgelöst stehen und einem eigenen Wertesystem unterliegen (vgl. Foucault 2010: 229-236). Der red-room passt insoweit in das Konzept der Heterotopie, als er zwar ein Teil des Hauses ist, aber andererseits entfernt von den zentralen Aufenthaltsräumen liegt und stark marginalisiert wird, da der Raum – man folge Janes Erzählung – im Prinzip fast nie aufgesucht wird. Das ist aber nicht der einzige Punkt, den der red-room mit Foucaults Heterotopie-Konzept gemeinsam

hat. Foucault unterscheidet zusätzlich verschiedene Arten von Heterotopien, unter anderem die Abweichungsheterotopie, die im Fall des red-rooms zutrifft. Abweichungsheterotopien sind Orte für Individuen, „whose behavior is deviant in relation to the required mean or norm“ (ebd.: 232), und die deshalb innerhalb dieser Heterotopie verbleiben sollen, um sie entweder fern zu halten von der ‚unauffälligen‘ Gesellschaft oder ihnen die Möglichkeit zu geben sich der Norm wieder anzunähern.

4.1 Raum als Mittel zur Unterdrückung

Die gleiche Funktion erfüllt der red-room in *Jane Eyre*. Jane wird in den red-room eingesperrt, da sie sich nicht der Norm entsprechend verhält, wobei die Norm hier von Mrs Reed bzw. viktorianischen Idealvorstellungen festgelegt wird. Der red-room soll Jane die Möglichkeit geben ihr Verhalten dem der Reeds anzupassen oder im red-room zu verbleiben, da ihre Devianz dort niemanden stören kann. Ein weiteres wichtiges Kriterium in Bezug auf Heterotopien, das ebenfalls auf den red-room zutrifft, ist, dass Heterotopien „a system of opening and closing“ (ebd.: 235) voraussetzen, so dass ein Zugang nur dann möglich ist, wenn man dazu gezwungen wird oder wenn man sich gewissen Riten unterzogen hat (vgl. ebd.). Jane wird gezwungen in den red-room zu treten und sie kann ihn auch nicht selbstständig wieder verlassen: sie sagt selbst „no jail was ever more secure“ (Brontë 2002: 14). Leggatt and Parkes gehen noch einen Schritt weiter, indem sie den red-room sogar als Kerker bezeichnen: „Jane is punished for her rebellion by being thrown into a dungeon - or the closest thing to a dungeon in the upper-class home of the Reeds.“ (Leggatt/Parkes 2006: 171) Jane wird von Mrs Reed eingeschlossen und verliert damit ihre Freiheit und, zumindest stundenweise, auch ihren Verstand. Gleichzeitig wird Jane aber auch ausgeschlossen. Jane ist der Eindringling, der innerhalb der Familie nicht geduldet wird; außer, und das macht wieder deutlich, dass der red-room stark dazu genutzt wird um Machtpositionen zu etablieren, wenn Jane Mrs Reeds Bedingungen erfüllt. „It is only on condition of perfect submission and stillness that I shall liberate you [...]“ (Brontë 2002: 17). Jane muss sich dem Willen von Mrs Reed unterwerfen, um den Raum wieder verlassen zu können. Es ist auch interessant, dass Mrs Reed das Wort „liberate“ benutzt, das im Rahmen seiner Kollokationen eher in Verbindung mit Sklaven und Gefangenen auftritt, so dass deutlich wird, dass auch für Mrs Reed der red-room eine Form von Gefängnis darstellt. Mrs Reed nutzt den red-room gezielt um Jane gefügig zu machen, indem sie indirekt Gewalt, nämlich in Form von räumlicher Gewalt, auf sie ausübt.

4.2 Deviation von Jane

Es stellt sich nun allerdings die Frage, warum Jane überhaupt im red-room gefügig gemacht werden muss. Die erwachsene Jane, die ihr Verhalten und das der Reeds bereits reflektiert hat, sagt an einer Stelle: „I know that had I been a sanguine, brilliant, careless, exacting, handsome, romping child—though equally dependent and friendless—Mrs. Reed would have endured my presence more complacently (ebd.: 15). Diese Aussage macht deutlich, dass Jane nicht nur bestraft wird, weil sie keines von Mrs Reeds Kindern ist, sondern dass Janes Devianz ein großes Problem darstellt. Jane ist kein heiteres, unbeschwertes Kind, sondern sehr nachdenklich. Zu Beginn des Romans wird deutlich, dass Jane sehr viel liest, da sie berichtet, dass sie sich ausgiebig mit Bewicks *British Birds* als auch Goldsmiths *History of Rome* (vgl. ebd.: 8) – beides Sachbücher – beschäftigt hat. Jane ist immer bestrebt etwas zu lernen und sich zu bilden, anstatt wie ihre Cousinen und ihr Cousin unbeschwert zu spielen. Damit weicht sie nicht nur von Mrs Reeds Vorstellungen eines Kindes ab, sondern bricht generell mit den viktorianischen Idealen, die für Mädchen keine höhere Bildung vorsahen. In ihrem Werk *A Plea for Woman* kritisiert Marion Reid 1843 das viktorianische System: „Now the education for girls, whatever facts it may teach them, does not tend to expand and develop their minds, but to cramp and confine them. Far from being encouraged to use their own faculties, any symptom of independent thought is quickly repressed.“ (Reid 1988: 85). Jane weicht allerdings nicht nur in Fragen der Bildung von den Gendervorstellungen der Zeit ab, sondern auch wenn es um die Handlungsweise geht. So setzt sich Jane gegen John zur Wehr. Während der postmoderne Leser dieses Verhalten als Selbstverteidigung empfindet, bricht Jane ganz klar mit den viktorianischen Idealvorstellungen von Weiblichkeit, die Frauen eben vor allem als zurückhaltend und demütig sehen, die alles Leid still ertragen. Selbst in den 1880ern, also einer Zeit in der die Hochphase des Viktorianismus eigentlich schon vorbei ist und sich ein neues Frauenbild zu etablieren beginnt, hält Eliza Lynn Linton in ihrem Essay „The Girl of the Period“ am alten Bild der Frau fest. Ihre Vorstellung, und das ist auch, soweit es sich rekonstruieren lässt, das Ideal der viktorianischen Epoche, sieht wie folgt aus: „She knows that part of her natural mission is to please and be charming [...] She has taken it to heart that patience, self-sacrifice, tenderness, quietness, with some others, of which modesty is one, are the virtues more especially feminine [...]“ (Linton 2012: 20). Jane bricht jedoch mit diesem Wertesystem und wird von Mrs Reed und den Diensthofen – Frauen die ihrerseits an diesem Typus Frau festhalten – in den red-room gesperrt mit dem Ziel der „perfect submission“ (Brontë: 17) von Jane.

5 Zusammenfassung

Zusammenfassend soll noch einmal gesagt werden, dass der red-room nicht nur ein Raum ist, der Janes Wesen widerspiegelt und sie mit Ängsten konfrontiert, derer sie nicht Herr werden kann, sondern dass er ganz gezielt ausgewählt wird, um Macht zu demonstrieren und letztendlich auch Gewalt auszuüben. Obwohl Mrs Reed Jane nicht verletzt oder schlägt, ist das Eingesperrtsein im red-room doch eine viel stärkere Form von Gewalt, die sich auch physisch bei Jane niederschlägt, da sie am Ende dem Raum nur durch ihre Ohnmacht entfliehen kann.

Literaturverzeichnis

Primärliteratur:

Brontë, Charlotte (2002): *Jane Eyre*. New York. Erstveröffentlichung 1847.

Wissenschaftliche Literatur:

Alexander, Christine/Smith, Margaret (2003): *The Oxford Companion to the Brontës*. Oxford.

Beer, Gillian (1996): *Charlotte Brontë and Victorian Psychology, Cambridge Studies in the Nineteenth-Century Literature and Culture*. Cambridge.

Elden, Stuart (2009): *Terror and Territory: The Spatial Extent of Sovereignty*. Minneapolis.

Foucault, Michel (2010): Of Other Spaces. In: Mirzoeff, Nicholas (Hrsg.): *The Visual Culture Reader*. London, S. 229–236. Erstveröffentlichung 1967.

Horne, Margot (1980): From the Window-Seat to the Red Room: Innocence to Experience in *Jane Eyre*. In: *Dutch Quarterly Review of Anglo-American Letters*, S. 199-213.

Leggatt, Judith/Parkes, Christopher (2006): From the Red Room to Rochester's Haircut: Mind Control in *Jane Eyre*. In: *English Studies in Canada*, H. 32.4, S. 169-188.

Linton, Eliza Lynn (2012): The Girl of the Period. In: Hollis, Patricia (Hrsg.): *Women in Public, 1850-1900: Documents of the Victorian Women's Movement*. Oxford, S. 20-21. Erstveröffentlichung 1883.

Locy, Sharon (2002): Travel and Space in Charlotte Brontë's *Jane Eyre*, In: *Pacific Coast Philology*, H. 37, S. 105-121.

Parker, Christopher (1995): Introduction. In: Parker, Christopher (Hrsg.): *Gender Roles and Sexuality in Victorian Literature*. Aldershot, S. 1-24.

Reid, Marion (1988): *A Plea for Woman*. Edinburgh. Erstveröffentlichung 1843.

Showalter, Elaine (1999): *A Literature of Their Own: British Women Novelists from Brontë to Lessing*. New York.

***Making Sense of Sensibility: Die Umdeutung genderspezifischer
Empfindsamkeit in Mary Wollstonecrafts Die Verteidigung der
Frauenrechte und Jane Austens Stolz und Vorurteil***

Nora Pleßke

1 Einleitung

2013 markierte das zweihundertjährige Publikationsjubiläum von Jane Austens Roman *Stolz und Vorurteil* (Engl. *Pride and Prejudice*). Die bis heute ungebrochene Beliebtheit des literarischen Klassikers sowie seiner zahlreichen Adaptionen erklärt sich nicht zuletzt aus der selbstständigen, willensstarken und gebildeten Hauptfigur Elizabeth. Für sie als eine von fünf Töchtern der Bennet-Familie scheint Heirat die einzig erfolgsversprechende Option für Karriere bzw. sozialen Aufstieg darzustellen. Elizabeth findet aber in dem Adeligen Mr Darcy nicht nur die finanziell beste Partie, sondern gleichzeitig einen ebenbürtigen Partner. Zuvor müssen beide Charaktere allerdings ihren Stolz und besonders ihre wechselseitigen sozialen und geschlechterspezifischen Vorurteile überwinden.

Heute gilt Austen als frühe Vertreterin der feministischen Bewegung im 18. Jahrhundert, auch wenn ihre Sichtweisen nur selten als progressiv anerkannt werden (vgl. Poovey 1985: 181). Smith (1983) hingegen argumentiert, dass Austen sich von ähnlichen Motiven in der Darstellung von Frauenbelangen leiten ließ, wie die oft als Begründerin des Feminismus zitierte Mary Wollstonecraft (vgl. 23). Berglund (1993) stimmt dem zu:

there are so many instances of passages in Austen's works which come close to passages and themes in the *Vindication of the Rights of Women* – in words and spirit – that it does not seem so far-fetched to draw the conclusion that Austen might have read Wollstonecraft and assimilated many of her ideas, or that if she did not, this is a case of strong affinity. (82)

Gerade Austens frühem Werk werden Parallelen zu den Ideen Wollstonecrafts in *Die Verteidigung der Frauenrechte* (Engl. *A Vindication of the Rights of Women*) nachgesagt.¹ Bereits zu seiner Veröffentlichung 1792 erregte Wollstonecrafts Text einen beachtlichen Sturm gesellschaftlicher Entrüstung und im Gefolge der anti-jakobinischen Kampagne Ende des 18. Jahrhunderts war er lange verschrien. Aber

¹ Austen begann bereits 1796 an *Pride and Prejudice* zu schreiben, damals unter dem Titel „First Impressions“.

spätestens seit den 1970ern zählt er zu den frühesten und wichtigsten feministisch-philosophischen Schriften überhaupt. Obwohl Wollstonecraft nicht explizit die Gleichberechtigung beider Geschlechter thematisiert, stellt sie die zentrale Rolle von Frauen in der Gesellschaft heraus, insbesondere in den fundamentalen Bereichen Erziehung und Bildung.

Was ihre Ansichten über die Stellung von Frauen anbelangt, weisen Mary Wollstonecraft und Jane Austen vor allem Übereinstimmungen in der Auseinandersetzung mit dem dominanten, zeitgenössischen Diskurs der Empfindsamkeit auf. Während Austen – nicht zuletzt durch ihren Roman *Sense and Sensibility* (1811) – zu den größten literarischen Kritikerinnen der Empfindsamkeit gerechnet werden kann, wird Wollstonecraft, selbst ein Opfer dieses geschlechterspezifischen Diskurses,² gar als „anatomist of sensibility“ (McMillan Conger 1990: 18) bezeichnet.³

Im Vergleich von Mary Wollstonecrafts politischem Traktat *Die Verteidigung der Frauenrechte* (1792) und Jane Austens Roman *Stolz und Vorurteil* (1813) wird folglich dargelegt,⁴ wie die beiden Zeitgenossinnen den genderspezifischen Diskurs um *Sensibility* zu durchbrechen suchten, indem sie die ideologischen Konzeptionen einer ‚natürlichen‘ Empfindsamkeit hinterfragten, verwarfen und umdeuteten. Nach einer kurzen Darstellung der Ideologie der Empfindsamkeit im ausgehenden 18. Jahrhundert soll erörtert werden, welcher Kritik die augenscheinlich sehr unterschiedlichen Autorinnen genderspezifische Konstruktionen von Empfindsamkeit unterziehen. Im Zentrum der Analyse steht dabei die thematische Verknüpfung von *Sensibility* mit *Stolz und Vorurteil*. Offengelegt wird, wie eine essen-

2 In *Memoirs of the Author of a Vindication of the Rights of Woman* (1797) zeichnete Wollstonecrafts Mann William Godwin sie als Rousseausche Heldin der Empfindsamkeit. Später wurde sie entweder als asexuelle Amazone der *Frauenrechte* oder aufgrund der sexuellen Unkonventionalität in ihrer Beziehung mit Godwin verhöhnt (vgl. Barker-Benfield 1992: 372-375).

3 Obwohl Wollstonecraft in ihrer Schrift mit dem ideologischen Konzept der Empfindsamkeit kämpft, kann sie sich nicht vollständig von den positiven Zuweisungen der *Sensibility* trennen. Teilweise schwanken ihre Ausführungen zudem zwischen konservativen und radikalen Bedeutungen der Empfindsamkeitsterminologie (vgl. Jones 1993: 15, 106). Ähnliches gilt für Austen: Obgleich sie häufig das Konzept der *Sensibility* anführt, reproduziert sie dennoch einige seiner Konventionen, z.B. bezüglich Tradition, Besitz, hierarchischem System und sozialen Privilegien (vgl. Morrison 2005: 15).

4 Im Folgenden wird aus den englischsprachigen Texten zitiert. *A Vindication of the Rights of Women* wird mit der Sigle VRW und *Pride and Prejudice* mit PP abgekürzt.

tialistische Form der Empfindsamkeit, welche patriarchale Machtverhältnisse stützt, in einer ‚erhöhten‘ Empfindsamkeit ihre Neudefinition erfährt, nämlich der eines fühlenden und zugleich rationalen Individuums. Dabei stellen Wollstonecraft und Austen ausdrücklich die Signifikanz von Empfindsamkeit für Selbsterkenntnis, Bildung und Wissen heraus.

2 Das Zeitalter der Empfindsamkeit

Empfindsamkeit ist einer der Schlüsselbegriffe des 18. Jahrhunderts; in Großbritannien spricht man gar von einer „Culture of Sensibility“ (Barker-Benfield 1992). Bezogen auf das Individuum beinhaltete Empfindsamkeit verfeinerte Emotionen und Gefühle, implizierte gleichermaßen Geschmack oder Genie und wurde so zu einer moralischen Größe erhoben. Dabei warf der Diskurs zu *Sensibility*, der weite Bereiche umfasste, wie Medizin, Naturwissenschaften, Religion, politische Ökonomie, Populärkultur, Ästhetik und Literatur, von Anfang an Fragen um traditionelle Vorstellungen von Sexualität und Gender auf.

Zum Ende des Jahrhunderts der Empfindsamkeit wurde *Sensibility* immer häufiger pejorativ besetzt und eher ausgelegt als Synonym für ungesteuerte Gefühlsausbrüche, sexuelle Promiskuität, Amoralität, Affektiertheit, Selbstbezogenheit und Irrationalität (vgl. Jones 1993: 3; Ellis 1996: 190). Das Konzept geriet zunehmend in eine Akzeptanzkrise, die sich im Laufe der 1790er Jahre schließlich in einer „counter-culture of sensibility“ (McMillen Conger 1994: xiv) niederschlug. Diese Abwertung der Empfindsamkeit stand in deutlicher Verbindung mit dem Fortgang der Französischen Revolution (vgl. Ellis 1996: 190f.), wobei *Sensibility* nicht nur kulturell kritisiert, sondern zunehmend politisiert wurde (vgl. Barker-Benfield 1992: 360). Da die inhärenten Ambivalenzen von Empfindsamkeit sowohl mit konservativen wie radikalen Ideologien vereinbar waren, entfaltete sich auf Basis des Konzepts die politische Diskussion der beiden Gegenparteien (vgl. Jones 1993: 13).

Edmund Burkes revolutionskritische Schrift *Über die Französische Revolution. Betrachtungen und Abhandlungen* (Engl. *Reflections on the Revolution in France*, 1790) war eines der Hauptvehikel in der Polarisierung konservativer und radikaler Lesarten von Empfindsamkeit. Einerseits besetzt er *Sensibility* im Namen traditioneller Werte, auf der anderen Seite verwirft Burke die Argumentation seiner Gegner als larmoyant. Unter anderem vertritt er die Meinung, dass Empfindsamkeit Frauen unrechtmäßig Macht verleihe, das ‚stärkere Geschlecht‘ entmännliche und demzufolge die gesamte Nation feminisiere (vgl. Todd 1986: 133). Indessen prangert Wollstonecrafts Veröffentlichung *Die Verteidigung der Menschenrechte* (Engl. *A Vindication of the Rights of Man*, 1790) Burkes hyperbolische, irrationale

Rhetorik der Verweiblichung ebenso an wie den Missbrauch von Sensibilitätskonzeptionen bei der ‚Würdigung‘ weiblicher Schwäche (vgl. Todd 1986: 132). In der nachfolgenden *Verteidigung der Frauenrechte* erörtert sie darüber hinaus vielfältige politische und philosophische Fragen, wie sie durch die Französische Revolution aufgeworfen worden waren, insbesondere die gesellschaftliche Stellung von Frauen, und kritisiert das herrschende Verständnis von Empfindsamkeit als einseitig geschlechterspezifisch.

3 Genderspezifische Empfindsamkeit

Im Zentrum von Wollstonecrafts Argumentation um *Sensibility* steht die Kritik an der dominierenden Vergeschlechtlichung des Konzepts. So würden Sensibilität und scheinbare Attribute von Weiblichkeit auf eine Weise diskursiv verknüpft, dass Empfindsamkeit zu einer genderspezifischen Eigenschaft geriere. Da Empfindsamkeit zum Herzstück des weiblichen ‚Wissensfelds‘ erklärt wird, werde es im Zuge dessen automatisch mit Erscheinungsbild, Handlungsspektrum und intellektuellen Fähigkeiten von Frauen gleichgesetzt. Stereotypisierende Charakterzüge wie Zerbrechlichkeit, Passivität, Eleganz, Emotionalität, Abhängigkeit, Fügsamkeit und Irrationalität kommunizierten dabei laut Wollstonecraft eine deutlich hierarchisierende Polarität der Geschlechter: „man was made to reason, woman to feel“ (VRW: 133).

Der Diskurs um *Sensibility* wandle Frauen dementsprechend zu unbedeutenden Objekten männlicher Begierde, lasse sie in einem Zustand immerwährender Kindheit verharren und degradiere sie gar zu Tieren (vgl. VRW: 73f.). Somit gilt Empfindsamkeit in den Augen Wollstonecrafts als Ideologie, die in einem patriarchalen System als Machtinstrument dient, Frauen zu entpersonalisieren und zu unterwerfen: „Men are the cause that, in the present corrupt state of society, contribute to enslave women by cramping their understandings and sharpening their senses.“ (VRW: 88) Die Autorin entlarvt ferner die Absurdität eines Konzepts, dass es Männer erlaube, einem weiblichen Schönheitsideal zu huldigen und dieses in Dienst zu nehmen, um Frauen als das ‚schwächere Geschlecht‘ verachten und tyrannisieren zu können (vgl. VRW: 124). Und das weibliche Geschlecht wiederum, so Wollstonecraft, dessen einziges Mittel der Verteidigung in der Empfindsamkeit liege, versklave sich einer Vorstellung, die Frauen gleichzeitig unterdrücke. Als Gegenmaßnahme ruft Wollstonecraft folglich dazu auf, *Sensibility* von geschlechterdeterminierenden Stereotypen zu entkoppeln, z.B. indem Frauen körperliche und geistige Stärke erwerben, und zwar mit dem erklärten Ziel „to obtain a character as a human being, regardless of the distinction of sex“ (VRW: 73). Um

zu zeigen, dass Empfindsamkeit nicht nur einen weiblichen Charakterzug darstellt, führt sie männliche Beispiele auf, unter ihnen Könige, Kleriker, Seemänner und Soldaten. Den ‚schwächlichen Männern‘ sei gemein (vgl. VRW: 80), dass ihr sozialer Stand sowie ihre Tätigkeit Charakterzüge wie Trägheit, Bosheit, Dummheit, Kindlichkeit und Schöntuerei fördere (vgl. VRW: 77-83). Die Armee, welche auf blinden Gehorsam baue, befördere nicht nur die Herausbildung von Despoten, sondern die sentimentale Sprache der Soldaten verhindere auch eine gehobene Auffassungsgabe. Sie schreibt zu ihnen: „Like the fair sex, the business of their lives is gallantry. – They were taught to please, and they only live to please. [...] [T]hey both acquire manners before morals [...]“ (VRW: 89) Männlicher Edelmut wird hierbei als oberflächlicher Manierismus erkannt, der die Absenz von Moral verschleierte:

nothing can be so prejudicial to the morals of inhabitants of country town as the occasional residence of a set of idle superficial young men, whose only occupation is gallantry, and whose polished manners render vice more dangerous, by concealing its deformity under gay ornamental drapery. (VRW: 81)

In Austens *Stolz und Vorurteil* finden sich diese negativen Auswirkungen männlicher Empfindsamkeit in der geistlosen und unmoralischen Galanterie Wickhams wieder:

Mr Wickham [...] has accepted a commission in their corps. This was exactly as it should be; for the young man wanted only regimentals to make him completely charming. His appearance was greatly in his favour; he has all the best part of beauty, a fine countenance, a good figure, and very pleasing address. (PP: 59)

Wickham versteckt seinen wirklichen Charakter hinter einem kultivierten Habitus; als literarischer Idealtypus des sentimentalischen Schwerenöters ist er jedoch dem Glücksspiel verfallen und wird Elizabeth Bennets jüngere Schwester Lydia verführen (vgl. PP: 59, 210).

Wollstonecraft und Austen widersprechen nicht nur dem geschlechterspezifischen Konzept der Empfindsamkeit in der Repräsentation männlicher Charakterzüge und Handlungsmuster, sondern kritisieren auch die implizite Verbindung von *Sensibility* mit physischer oder mentaler weiblicher Schwäche. Im 18. Jahrhundert noch war die Medizin überzeugt, dass Frauen dünnere, feinfühlere Nervenstränge und dadurch größere Sensibilität als Männer besäßen (vgl. Barker-Benfield 1992: 27). Dies erkläre andererseits, warum Frauen eine schwächere körperliche Konstitution hätten und nicht in der Lage seien zu denken. Abgeleitet davon galten Schlantheit,

blasse Haut und träge Bewegungen als Schönheitsideal und erweiterten die Vorstellungen von Schwäche und Sanftmut als den weiblichen Tugenden (vgl. Sulloway 1989: 10; Berglund 1993: 210).

Gemäß Wollstonecraft entstehe diese physisch begründete Anmut das weibliche Geschlecht deshalb so erfolgreich (vgl. VRW: 109), da sie weibliche Passivität und Abhängigkeit untermauere (vgl. VRW: 150). Sie rät „not to destroy the constitution by mistaken notions of beauty and female excellence“ (VRW: 107) und propoziert dagegen frische Luft und Bewegung für Frauen, um Körper und Geist zu stärken (vgl. VRW: 86, 109). Dies werde das ‚schwächere Geschlecht‘ aus seiner mentalen und physischen Gefangenschaft erheben (vgl. VRW: 105). Auch Austen kritisiert den femininen Stereotyp ihrer Gesellschaft, der die Frau als sentimental Prototyp entwirft, und stellt sich ebenso gegen eine Konzeption, die Schwäche als weibliche Tugend ausgibt. Sie missbilligt Miss de Burghs kränkliche Blässe, Unbeweglichkeit und Stummheit im Unterschied zu Elizabeths physischer Lebhaftigkeit, mentaler Stärke und verbaler Direktheit (vgl. PP: 127). Ihre Protagonistin ignoriert die konventionelle weibliche Etikette mit einer unverblümt-athletischen Wanderung allein nach Netherfield:

Elizabeth continued her walk alone, crossing field after field at a quick pace, jumping over stiles and springing over puddles with impatient activity, and finding herself at last within view of the house, with weary ankles, dirty stockings, and a face glowing with the warmth of exercise. (PP: 28)

Angesichts Elizabeths ‚männlicher‘ Robustheit und ‚wilder‘ Erscheinung bei ihrer Ankunft am Adelssitz, zeigen sich die feinen Damen des Hauses empört, während Mr Darcy ganz hingerissen von ihrer Ausstrahlung ist.

Die beiden Autorinnen zeigen gleichermaßen auf, wie leicht sich Empfindsamkeit durch soziale Konditionierung zum Manierismus entwickeln kann, welcher wiederum internalisierte, geschlechterspezifische Konstruktionen stützt. Wenn sich solche Stereotype in einem geschlechterspezifischen Rollenverständnis und sozialen Normen manifestieren, kann von ‚Empfindsamkeit als Vorurteil‘ gesprochen werden.

4 Empfindsamkeit als männliches Vorurteil und weiblicher Stolz

Im 18. Jahrhundert war die Phrase ‚*pride and prejudice*‘ weitverbreitet. Die beiden Codewörter beschreiben für Austen und Wollstonecraft den männlichen Stolz auf Privilegien und die Superiorität gegenüber Frauen sowie die gleichzeitige Verach-

tung femininer Charakteristika von Seiten des ‚stärkeren Geschlechts‘ (vgl. Sullo-way 1989: 66-69).

Mary Wollstonecraft zufolge konstituieren Vorurteile einen ‚Moloch antiquierter Meinungen‘ (vgl. VRW: 188f.). In *Die Verteidigung der Frauenrechte* attackiert sie insbesondere die genderspezifischen Vorstellungen Jean-Jacques Rousseaus: ‚I war not with his ashes, but his opinions. I war only with the sensibility that led him to degrade women by making her the slave of love.‘ (VRW: 165)⁵ Wollstonecraft warnt explizit davor, derartige Vorurteile mit gesundem Menschenverstand zu verwechseln: ‚deeply rooted prejudices have clouded reason‘ (VRW: 76). Andererseits beginnt Jane Austens *Stolz und Vorurteil* mit dem vielzitierten Satz: ‚It is a truth universally acknowledged, that a single man in possession of a good fortune must be in want of a wife.‘ (PP: 5) Ironisierend verkehrt die Autorin die in ihrer Gesellschaft vorherrschende Meinung, dass jede junge Frau sich auf die Suche nach solch einem heiratswilligen Junggesellen begibt.

Vorurteile dieser Art stützen laut Wollstonecraft gleichzeitig den unterschwellige Narzissmus von Männern; sie verurteilt daher explizit ‚[the] pride and sensuality of man‘ (VRW: 112) – nämlich den männlichen Stolz auf Macht und die damit einhergehenden Vorurteile. Die Voreingenommenheit gegenüber Frauen seitens des ‚stärkeren Geschlechts‘ sei so umfassend, dass ‚[m]en in general, seem to employ their reason to justify prejudices, which they have imbibed, they can scarcely trace how, rather than to root them out.‘ (VRW: 76) Ironisch fordert Wollstonecraft daher ‚a great man [to] arise with sufficient strength of mind to puff away the fumes which pride and sensuality have thus spread over the subject.‘ (VRW: 91) Eine dieser allgemeingültigen Normierungen – äußerliche Schönheit als Marker weiblicher Perfektion – führe in Verbindung mit männlicher Überheblichkeit z.B. zu dem sentimental Irrglauben, dass ein Mann jedes beliebige weibliche Wesen für sich gewinnen könne.

Jane Austen drückt ihre Kritik männlicher Verblendung insbesondere in der Figurenzeichnung von Mr Collins und Mr Darcy aus: Collins gibt vor, aus reiner Gutwilligkeit zu handeln, als er Elizabeth einen Heiratsantrag macht, interpretiert aber ihre Absage lediglich als weibliche Zurückhaltung (vgl. PP: 87f.). Doch Elizabeth drückt ihren Standpunkt unmissverständlich aus: ‚Do not consider me now as an

⁵ Wollstonecraft zeichnet die Mythologisierung der Frau als sentimentales Wesen und ihre darauf basierende Unterdrückung seit Miltons Eva in *Paradise Lost* bis Jacques Rousseaus Darstellung der Sophia in *Émile* nach. U.a. kritisiert sie aufs heftigste die aufgeführten Bildungsmaßnahmen für Frauen (vgl. VRW: 159; siehe auch 5.).

elegant female, intending to plague you, but as a rational creature, speaking the truth from her heart.“ (PP: 88) Sie handelt nicht nach Rollenvorgaben, sondern aus dem Wissen um ihre eigenen Gefühle. Collins von zeitgenössischen *conduct books* gestützte Vorstellung, dass Frauen keine Gefühle offenbaren, bevor der Mann nicht seine Liebe erklärt habe, entfaltet sich als Vorurteil gegen weiblichen Verstand und Selbstständigkeit (vgl. Smith 1983: 71). Mr Darcy fällt einer ähnlichen Annahme über weibliche Abhängigkeit und eingeschränkte Meinungsbildung anheim. Vor dem Hintergrund seiner männlichen Arroganz, seiner genderspezifischen Vorurteile und seines Standesdünkels ist er schockiert und verletzt zugleich, ebenfalls von Elizabeth abgelehnt zu werden (vgl. PP: 148f.; Smith 1983: 67f.). Darceys Überheblichkeit wird bereits deutlich, als er über Elizabeths Aussehen urteilt: „She is tolerable but not handsome enough to tempt me.“ (PP: 11) Dass er schlussendlich seinen Stolz überwindet und seine Vorurteile verwirft, mag darauf beruhen, dass Darcy sich, von Elizabeth aufgrund seiner adeligen Herkunft beurteilt, selbst als Opfer von Stereotypisierungen wiederfindet (vgl. Smith 1983: 100-102).

Im Gegenzug argumentiert Wollstonecraft, dass es die tief verwurzelten Vorurteile über weibliche Tugenden sind, welche die Aneignung oberflächlicher Fertigkeiten durch Frauen bestärkten (vgl. VRW: 75, 114) und mithin die Unterdrückung des ‚schwächeren Geschlechts‘ stützten (vgl. VRW: 93, 101). Sie schlussfolgert, dass eine Frau, die mit ihrer Schwäche kokettiere, selbst Geschädigte eines allgemeinen Vorurteils werde (vgl. VRW: 188, 230): „[A woman] whose virtue is built on mutable prejudices, seldom attains to this greatness of mind; so that, becoming the slave of her feeling, she is easily subjugated to those of others.“ (VRW: 176) Sie geht so weit zu behaupten, dass sich *Sensibility* daher bei Frauen meist in übersteigerter Selbstsucht niederschlägt (vgl. VRW: 277). Der natürliche Egoismus der Empfindsamkeit werde so zur Quelle von Eigenliebe und Überheblichkeit (vgl. VRW: 77, 136f.). Egozentrismus und Stolz verhinderten aber wiederum nüchternes und logisches Denken. Laut Wollstonecraft werden Frauen, so lange Vorurteile über ihren Verstand herrschen, „never exercise their own reason, never [...] be independent, never [...] rise above opinion.“ (VRW: 102) Im letzten Kapitel der *Verteidigung der Frauenrechte* benennt Wollstonecraft konsequent die stattdessen vorherrschenden einfältigen Beschäftigungsfelder des weiblichen Geschlechts: Horoskope, Kleidung und v.a. sentimentale Literatur (vgl. VRW: 266-283).

In *Stolz und Vorurteil* werden romantische Vorstellungen sentimentaler Romanliteratur umgekehrt: Der Topos der Liebe auf den ersten Blick wird zum Motto anfänglicher Voreingenommenheit. Schnell von Beobachtungsgabe glaubt Elizabeth

Bennet jedermanns Fehlverhalten oder Charakterschwäche aufdecken zu können, doch sieht sie nicht ihre eigenen Fehler. Sie muss erst lernen, dass ihre Meinungen auch Folgen ein- und desselben Stolzes und Vorurteils sind (vgl. Todd 2005: 64). Zum einen basiert Elizabeths eigene Befangenheit teilweise auf verletztem Stolz über den ersten Eindruck, den sie bei Fremden hinterlässt, zum anderen ist sie so eingenommen von ihrem individuellen Auffassungsvermögen, dass sie nicht bemerkt, wie viele ihrer Urteile tatsächlich emotionaler Natur sind. Zunächst muss die Protagonistin also lernen, zwischen Gefühl und Verstand, Stolz und Selbstachtung, persönlicher Meinungsbildung und Vorurteil zu unterscheiden. Denn nur wenn sich Stolz mit mentaler Stärke verbindet, wird er zum Ausdruck von Selbstachtung und unterbindet Vorurteile (vgl. PP: 47; Smith 1983: 37). Und erst dann können Elizabeths skeptische Intelligenz und Selbstkritik auch zur Selbsterkenntnis führen (vgl. Todd 2005: 65).

Insofern halten beide Kritikerinnen der Empfindsamkeit, Wollstonecraft und Austen, das weibliche Geschlecht an, sich nicht von Verallgemeinerungen und Vorurteilen leiten zu lassen, sondern auf die eigenen Verstandesfähigkeiten zu vertrauen (vgl. Meyers 1990: 124).

5 Die Umdeutung von Empfindsamkeit als intellektuelle Leidenschaft

Den Kern der *Verteidigung der Frauenrechte* bildet die Aussage, dass Frauen nach Wissen und Wahrheit streben sollen. Wollstonecraft unterstreicht immer wieder, dass Empfindsamkeit nicht mit Vernunft gleichzusetzen ist: „sensitivity is not reason“ (VRW: 134). Vor dem Hintergrund der zeitgenössischen Bildungsauffassung wird weibliche Empfindsamkeit jedoch zur selbsterfüllenden Prophezeiung. Damit die Anlagen der *Sensitivity* mit den Charakteristika des Verstands verbunden werden können, verlangt Wollstonecraft eine Reform von Umgangsformen, Erziehung und Bildung.

Die *Verteidigung der Frauenrechte* ist insofern auch eine pädagogische Kritik weiblicher Sozialisation (vgl. Meyers 1990: 121). Wollstonecraft prüft speziell Rousseaus Erziehungsratschläge sowie die Schulungsprinzipien der Autoren von Benimmbüchern. Das von ihnen proponierte Bildungssystem fördere regelrecht die mentale und physische Schwäche von Frauen, da es zu ausschließlich Werte der Empfindsamkeit vermittele (vgl. Barker-Benfield 1992: 1): „[W]omen [...] are only taught to observe behaviour, and acquire manners rather than morals [...]“ (VRW: 193) Frauen würden zwar einen Sinn für Anstand erwerben, dieser befördere aber erneut eher die konventionelle Etikette als den Verstand (vgl. VRW: 237). Das Ziel weiblicher Bildung liege tendenziell einzig darin, Frauen anspre-

chend für das andere Geschlecht zu formen. Die überwiegend vermittelten Fertigkeiten des 18. Jahrhunderts wie Klavierspielen, Zeichnen, Französisch, Tanzen, Nadelarbeit, aber auch Mode (vgl. VRW: 147; Williams 1984: 9) beschränkten folglich den weiblichen Intellekt (vgl. VRW: 161).

Auch Jane Austens *Stolz und Vorurteil* hinterfragt falsch verstandene Verfeinerungen, die als oberflächliche Anmut habitualisiert werden. Die gehobene Gesellschaft debattiert in Netherfield über eben diese spezifisch weiblichen *accomplishments* (vgl. PP: 32f, 44f.). Während sie Musik, Gesang, Tanz als Kernfertigkeiten ansieht sowie anmutige Bewegung, Gestik, Sprache und Ausdruck heraushebt, fügt Darcy überraschend hinzu: „All this she must possess [...] and to all that she must yet add something more substantial, in the improvement of her mind by extensive reading.“ (PP: 33) In Darcys Augen weiß die ideale Frau also nicht nur um traditionelle Fertigkeiten, sondern beteiligt sich durch kontinuierliche Lektüre auch am aktuellen Wissens- und Wissenschaftsdiskurs.

In Kapitel 12 – „On National Education“ (VRW: 241-265) – formuliert Wollstonecraft ihre Vorstellungen von Bildung, welche würdig ist „*emphatically to be termed cultivation of mind [which] teaches young people how to begin to think*“ (VRW: 247). Diese Erziehung umfasse nicht nur rein die Schulung von Verhaltensregeln, sondern forme den Charakter durch Lernen, Wissen und Lebenserfahrung. Sie schärfe die Sinne, bilde das Gemüt, reguliere die Leidenschaften und fördere den Verstand (vgl. VRW 86). So würden Frauen keineswegs, wie von Männern angenommen, zu asexuellen, sondern zu vernunftgeleiteten Wesen herangezogen (VRW: 89). Erst dies verleihe ihnen eine selbstständige Stimme und die Möglichkeit sich eines patriarchalen Systems zu erwehren (VRW: 67).

Barker-Benfield (1992) und andere haben gezeigt, dass Austens Romane prinzipiell als Texte über weibliche Bildung gelesen werden müssen, in dem Sinne, dass sie das Potential von Frauen bezüglich moralischer, intellektueller, sozialer und kultureller Mitwirkung herausheben (vgl. 297). In *Stolz und Vorurteil* werden unterschiedliche Erziehungsmethoden betrachtet: Fertigkeiten, Benimmbücher, aber auch logisches Training. Die jüngeren Bennet-Schwester Kitty und Lydia sind so oberflächlich wie ihre *accomplishments* und werden daher zu Opfern ihrer eigenen romantischen Vorstellungen. Die naive Jane ist einfach nur hübsch und sanftmütig, während es Marys unkontrollierter Selbstbildung an Reife mangelt (vgl. PP: 172). So mag sie zwar eine fleißige Leserin sein, ihr fehlen aber das nötige Urteilsvermögen und der ausgebildete Geschmack. Deshalb sind Marys Darbietungen am Klavier technisch durchdacht, aber längst nicht so ansprechend wie die ihrer Schwester Elizabeth (vgl. PP: 22). Allein diese erreicht einen Wissensstand, der

kombiniert ist mit Geschmack, Gerechtigkeitssinn, Gutmütigkeit, aber auch von Witz, Selbständigkeit, Selbstachtung und der Kapazität zur Weiterentwicklung geprägt ist (vgl. PP: 274). Sie ist intelligent und selbstbewusst und demonstriert immer wieder mentale Stärke: v.a. durch ihre Auffassungsgabe und Sprachfertigkeit. Im Gegensatz zu gängigen Kommunikationsmustern – männliche Konfrontation und weibliche Überzeugungskunst – tritt sie Darcy als ebenbürtige (Konversations-)Partnerin entgegen (vgl. Morrison 2005: 15).

Insgesamt argumentieren sowohl Wollstonecraft und Austen, dass wirkliche Tugend Verstandes und Gefühls gleichermaßen bedarf, und zwar in der Form direkten Erkenntnisvermögens, individueller Vorstellungskraft, ausgebildeter Empfindsamkeit und einfallreichen Genies. Bei aller Kritik an der Ideologisierung von *Sensibility* bewunderte Wollstonecraft jene Menschen, die fähig sind, Empfindsamkeit mit Verstand zu vereinen. In *Verteidigung der Frauenrechte* verwirft sie Leidenschaft auch nicht, sondern sieht diese als treibende Kraft für Ambitionen und damit als essentielle Quelle, um sich fortzubilden und zu entwickeln: „reason is deep when we forcibly feel“ (VRW: 139). Der Verstand soll folglich durch Leidenschaft belebt werden und Leidenschaft soll durch die Vernunft geleitet sein.

In Austens *Stolz und Vorurteil* wird diese Charakterstärke allein durch Elizabeth Bennet repräsentiert. Doch bevor sie diesen Status erreicht, hat sie einen langen Weg der (Selbst-)Erkenntnis zu durchlaufen. Elizabeths Verstand muss Gefühle von Stolz und Vorurteil unterscheiden lernen, um aufgeklärt handlungs- und entscheidungsfähig zu sein: „I have courted prepossessions and ignorance, and driven reason away, where either were concerned: Till this moment, I never knew myself.“ (PP: 162) Indem sie versteht, was sie fühlt, erzielt Elizabeth intellektuelle Tiefe und Komplexität (vgl. MacClintock Folsom 1993: 110f.). Selbst beim zweiten, erfolgreichen Heiratsantrag Darcys hinterfragt Elizabeth ihre Gefühle und moralischen Beweggründe. Laut Williams (1984) unterwirft sich die Protagonistin damit nicht aufopferungsvoll dem Ehestand, sondern agiert im Sinne ihrer individuellen Selbsterfüllung – und das auf Basis ihrer eigenen Bedingungen und logischen Deduktion (vgl. 43).

Beide Autorinnen ergründen mithin die genderspezifischen Implikationen einer traditionellen Empfindsamkeit und stellen die Unterschiede zu einer kultivierten, durch den Verstand geformten *Sensibility* heraus.

6 Schlussbemerkung

Wollstonecraft und Austen kritisieren insbesondere eine genderspezifisch ausgelegte Empfindsamkeit sowie eine Empfindsamkeit äußerlicher Verhaltensnormen.

Beide Formen bewerten sie als eine Art Stolz, der Vorurteile schafft und vice versa. Sie unterscheiden den alten Typus der Empfindsamkeit, der ein Genderkonstrukt ist und Frauen einem männlichen Diktat ausliefert. Wohingegen diese ‚natürliche‘ Empfindsamkeit patriarchalen Zielen unterworfen ist, repräsentiert die neue ‚erhabene‘ Form der Empfindsamkeit die eines denkenden und fühlenden Individuums (vgl. Green 1991: 97, 103). Und während die traditionelle Empfindsamkeit die Zurschaustellung von Gefühlen zur gesellschaftlichen Norm erhebt, ist die befreite *Sensibility* eine persönliche Einstellung. Mit der Thematisierung von Erziehung, Bildung, Wissen und Freiheit, greifen Mary Wollstonecraft und Jane Austen somit Fragen auf, die noch nach 200 Jahren zentrale Punkte des heutigen Genderdiskurses darstellen.

Literaturverzeichnis

Primärliteratur:

Austen, Jane (1994). *Pride and Prejudice*. London. Erstveröffentlichung 1813.

Wollstonecraft, Mary (1999). *A Vindication of the Rights of Woman*. Oxford. Erstveröffentlichung 1792.

Wissenschaftliche Literatur:

Barker-Benfield, Graham J. (1992). *The Culture of Sensibility. Sex and Society in Eighteenth-Century Britain*. Chicago.

Berglund, Britta (1993). *Woman's Whole Existence. The House as an Image in the Novels of Ann Radcliffe, Mary Wollstonecraft and Jane Austen*. Lund.

Ellis, Markman (1996). *The Politics of Sensibility. Race, Gender and Commerce in the Sentimental Novel*. Cambridge.

Green, Katherine Sobba (1991). *The Courtship Novel 1740-1820. A Feminized Genre*. Lexington.

Jones, Chris (1993). *Radical Sensibility. Literature and Ideas in the 1790s*. London.

MacClintock Folsom, Marcia (1993). ‚Taking Different Positions‘. Knowing and Feeling in *Pride and Prejudice*. In MacClintock Folsom, Marcia (Hg.). *Approaches to Teaching Jane Austen's Pride and Prejudice*. New York, S. 100-114.

McMillan Conger, Sydney (1990). Introduction. In: McMillan Conger, Sydney (Hg.). *Sensibility in Transformation. Creative Resistance to Sentiment from the Augustans to the Romantics*. Cranbury, S. 13-19.

--- (1994). *Mary Wollstonecraft and the Language of Sensibility*. Cranbury.

Meyers, Mitzi (1990). Sensibility and the ‚Walk of Reason‘. Mary Wollstonecraft's Literary Reviews as Cultural Critique. In: McMillan Conger, Sydney (Hg.). *Sensibility in Transformation. Creative Resistance to Sentiment from the Augustans to the Romantics*. Cranbury, S. 120-144.

Poovey, Mary (1984). *The Proper Lady and the Woman Writer. Ideology as Style in the Works of Mary Wollstonecraft, Mary Shelly, and Jane Austen*. Chicago.

Smith, LeRoy W. (1983). *Jane Austen and the Drama of Woman*. London.

Sulloway, Allison G. (1989). *Jane Austen and the Province of Womanhood*. Philadelphia.

Todd, Janet (1986). *Sensibility. An Introduction*. London.

--- (2005). *Jane Austen in Context*. Cambridge.

Williams, Merryn (1984). *Woman in the English Novel. 1800-1900*. London.

Verschleierte Freiheit. Frauen, Frauenrechte und die Verhandlung des Ost-West-Diskurses in Lady Mary Wortley Montagus *Turkish Embassy Letters*

Dorothea Will

I confess, I am malicious enough to desire, that the world should see to how much better purpose the Ladies travel than their Lords; and that, whilst it is surfeited with *Male travels*, all in the same tone, and stuffed with the same trifles; a lady has the skill to strike out a new path, and to embellish a worn-out subject with variety of fresh and elegant entertainment. (Astell in Montagu 1764: iv)

Mit diesen Worten kommentiert die Frühfeministin Mary Astell (1666–1731) in ihrem im Jahr 1724 verfassten Vorwort zu Lady Mary Wortley Montagus Briefen aus dem Orient die Vortrefflichkeit dieses Reiseberichts. Montagu (1689–1762) hatte ihren Mann zwischen 1716 und 1718 ins Osmanische Reich begleitet. Edward Wortley Montagu sollte als Unterhändler im Auftrag von König Georg I. in Konstantinopel zwischen den Osmanen und den Habsburgern vermitteln.¹ Während ihr Mann von seiner wenig erfolgreichen Mission abgezogen wurde, erreichte Montagu mit der Veröffentlichung ihrer Korrespondenz aus dem Orient nachhaltige Berühmtheit. Dies war zunächst Montagus Status in der illustren Londoner Gesellschaft geschuldet – hatte sie doch im Jahr ihres Aufbruchs bereits einige Bekanntheit erreicht, sowohl als Literatin als auch durch den stürmischen Beginn ihrer Ehe im Jahr 1712, als sie mit Edward durchbrannte. Astell drängte Montagu bereits früh zu einer Veröffentlichung der Briefe, denn diese waren nicht nur der erste säkulare Reisebericht einer Frau aus dem Orient (Melman 1992: 78; MacLean 2004: 221), sondern belegten für die Frühfeministin eindringlich, dass reisende Frauen ihre Aufgabe besser verstanden und gekonnter darüber berichteten als Männer. Nach ihrer Rückkehr redigierte Montagu die Sammlung von 52 Kunstbriefen, „pseudo-letters“, wie ihr Biograph Robert Halsband sie nennt (1980: xiv), und bereitete sie zum Druck vor. Zu diesem Zeitpunkt entstand auch Astells Vor-

¹ Ihre Reise wird Montagu über Holland, Köln, Nürnberg, Wien, Prag und Sofia Ende August 1716 auch durch Passau führen, das sie flüchtig als „great town“ bezeichnet, dann aber doch lieber die für sie befremdlichen Reliquien- und Heiligenverehrungsbräuche in Regensburg erläutert. (vgl. *TEL* 12–13; Hinweis: Im Folgenden wird die Ausgabe der *Turkish Embassy Letters* von Lady Mary Wortley Montagu (London 1993) mit der Sigle *TEL* zitiert.)

wort. Das Manuskript zirkulierte einige Jahre in London, wurde aber erst 1763, nach Montagus Tod, einer breiten Leserschaft zugänglich gemacht. Größen des 18. Jahrhunderts, wie Samuel Johnson, Tobias Smollett oder Edward Gibbon, nahmen die Briefsammlung begeistert auf und so entstanden allein zwischen 1763 und 1853 31 Neuauflagen ihrer Briefe (vgl. Ezell in Looser 2004: 61).

Der sperrige ursprüngliche Titel *Letters of the Right Honourable Lady M--y W---y M---e: Written, During Her Travels in Europe, Asia and Africa, To Persons of Distinction, Men of Letters, &c. in Different Parts of Europe. Which Contain, Among Other Curious Relations, Accounts of the Policy and Manners of the Turks; Drawn from Sources that Have Been Inaccessible to Other Travellers* wurde von der Forschung zu *Turkish Embassy Letters* verkürzt. Der eigentliche Titel verweist auf ein grundlegendes Prinzip in Montagus Bericht: Er ist umfassender, ja gar ‚wahrer‘ als die Berichte anderer (männlicher) Reisender, da sie als Frau Zugang zu Orten, Wissen und Quellen hatte, die für die männlichen Reisenden „inaccessible“, unzugänglich also, waren. Der neue, handlichere Titel verortet die Briefe in Edward Wortley Montagus Aufgabe als Botschafter und lässt die Verfasserin in den Schatten ihres Mannes und dessen Mission treten. Jedoch scheint der Titel auch auf Montagu selbst zuzutreffen, denn die Verfasserin verfolgt mit ihren Briefen ebenfalls eine Mission: Montagu gibt eine positive Einführung in die Gesellschaft des osmanischen Reichs. Ihr Bericht zeichnet sich aus durch Verständnis für die fremden Bräuche, durch Faszination für das Unbekannte und durch eine Bereitschaft, sich auf diese Fremde einzulassen. Billy Melman betont, die Briefe versprühten „an aura of broad-mindedness and tolerance towards the Ottomans“, und sieht darin einen alternativen Ost-West-Diskurs angelegt (1992: 78). Montagu lernt die Sprache, verkehrt in den großen Häusern, passt sich in ihrer Kleidung und ihren Gewohnheiten dem fremden Land an (*TEL* 132), das doch eigentlich gar nicht so fremd ist, und bezeichnet sich selbst sogar als „half a Turk“ (*TEL* 130).

In dieser hybriden Position instrumentalisiert Montagu den Orient wie viele Reisende vor ihr. Allerdings geht es ihr dabei nicht um die Darstellung eines binär angelegten Vergleiches, in dem der Okzident als zivilisierter, fortschrittlicher und aufgeklärter hervortreten kann als der rückständige Orient. Im Gegenteil, Montagu legt ihren Fokus auf die Lebensbedingungen der Frauen im Osmanischen Reich, um die übliche Argumentationslogik umzukehren: Die Frauen dort genießen Freiheiten, die den Frauen im Westen verwehrt bleiben. Die sorgfältig ausgewählten und überarbeiteten Briefe fügen sich so in die übrigen feministischen Schriften und

Aussagen ihrer Verfasserin ein.² Passend dazu appelliert Astell in ihrem Vorwort an die weibliche Leserschaft, das literarische Genie Montagus zu würdigen: „let us freely own the superiority, of this sublime genius, [...] pleased that a *woman* triumphs, and proud to follow in her train.” (In: Montagu 1764: v) Montagus Triumph liegt im Versuch der Anlage eines alternativen Diskurses über das Leben der Frauen im Orient und der Bedeutung dieser Aussagen für den feministischen Diskurs in England. Zugleich gilt es aber zu beachten, dass Montagu zwar betont, dem dominanten Ost-West-Diskurs entkommen zu wollen, ihre Beispiele jedoch gänzlich aus dem sinnlich-sexualisierten Bereich des weiblichen Lebens im Orient wählt und so konform mit dem typischen Orientalismus-Diskurs argumentiert.

Als reisende Frau ist Montagu doppelt marginalisiert in der Gesellschaft des 18. Jahrhunderts, die eine strikte Trennung des öffentlichen, männlichen Bereichs und des privaten, weiblichen Bereichs praktiziert. Sie verlässt die ihr zugeordnete, private Sphäre für eine fremde Welt und widerspricht so der westlichen Konstruktion von Geschlechtergrenzen, in der Reisen, Entdeckung und Abenteuer untrennbar und ausschließlich mit der männlichen Erfahrungswelt verbunden sind. Da Montagu ihre Reiseerlebnisse auch noch in zur Publikation bestimmten Briefen festhält, durchkreuzt sie abermals die männliche Sphäre, denn Publizieren ist wie Reisen ein Privileg, das die Bewegung im öffentlichen Raum voraussetzt. Üblich für weibliche Reisende ist es, einen Topos der Bescheidenheit und Unterwürfigkeit einzusetzen, um ihre eigene Grenzüberschreitung in ihrer Bedeutung abzumildern.

2 Bereits früh in Montagus Werk werden ihre feministischen Ansichten deutlich. So beklagt sie sich beispielsweise bereits 1710 beim Bischof von Salisbury über den gesellschaftlichen Missstand, der geistigen Ausbildung von Frauen zu wenig Aufmerksamkeit zu schenken: „There is hardly a character in the World more Despicable or more liable to universal ridicule than that of the Learned Woman.” (In: Halsband 1980: 45) In den Jahren 1737 bis 1738 veröffentlicht sie neun Ausgaben einer eigenen Zeitschrift namens *The Nonsense of Common-Sense*, mit der sie auf die konservativen und für sie rückständigen Ansichten des *Common Sense* Magazins reagiert. In ihrer sechsten Ausgabe ruft sie dazu auf, den Frauen nicht jeglichen rationalen Verstand abzusprechen, sondern diese zur Teilnahme am öffentlichen Diskurs zu ermutigen: „I am for treating them with more Dignity [...]. How many of them think it Excuse enough to say, they are Women, to indulge any Folly that comes into their Heads? This renders them useless Members of the Commonwealth, and only burdensome to their own Families, where the wise Husband thinks he lessens the Opinion of his own Understanding, if he at any Time condescends to consult his Wife's.” (Montagu 1947: 24–25) Mit ihren Briefen aus dem Orient zeigt Montagu, dass sie fähig ist, an diesem öffentlichen Diskurs teilzunehmen und durch ihre neuen Informationen selbst ein *useful member* des Commonwealth zu sein.

Montagu hingegen verschafft sich Authentizität und Autorität als Reisende, indem sie sich – ganz in der Manier männlicher Reisender – von ihren Vorgängern, „the admirable Mr. Hill [...] and all his brethren voyage-writers“ (TEL 134), und der „falsehood“ (TEL 134) in deren Berichten abgrenzt.³ Sie kritisiert diese für ihren Hang zum Lügen, ein häufiger Vorwurf unter Reiseschriftstellern, schließlich gäbe es zu viele dieser „common voyage writers, who are very fond of speaking of what they don't know“ (TEL 85).

Durch ihre Position als Frau hat sie jedoch Zutritt zu allen den Frauen vorbehaltenen Orten, wie einem orientalischen Badehaus oder einem Harem, und kann berichten, „what no book of travels could inform you of, as 'tis no less than death for a man to be found in one of these places“ (TEL 60). Ein nicht zu übersehender Vorteil dabei ist, dass Montagu so nicht nur eine Sonderstellung einnimmt, sondern in diesen Details auch nicht von ihr nachfolgenden männlichen Reisenden widerlegt werden kann, selbst also unbemerkt lügen könnte. Für ihre allgemeinen Äußerungen zum öffentlichen Leben im Orient erntet sie Kritik. Als John Cam Hobhouse gemeinsam mit Lord Byron ein knappes Jahrhundert nach Montagu durch die Türkei reist, trägt er eine Ausgabe ihrer Briefe mit sich und kommentiert sie. Er wiederum bezichtigt Montagu der Lüge und schreibt über sie: „I know part of her accounts to be altogether false“ (in Chung 2001: 110). Hobhouse bezieht sich sogleich nach diesem Vorwurf auf das Aussehen der Autorin („she was not very beautiful“), das sie zu verschleiern versuchte („[she, D.W.] soon began the repair of her charms by paint“). Diesen Vorwurf der Nicht-Attraktivität (er bezeichnet es als „charge“), setzt er gleich mit der Nicht-Qualität ihres Berichtes, als ob eine Frau, die bei ihrem Aussehen ‚täuscht‘, auch in ihren Worten täuschen muss und ihren Aussagen nicht vertraut werden kann.

Gegen Ende ihres Aufenthaltes im Osmanischen Reich kommentiert Montagu ihre eigene, schwierige Situation als Reiseschriftstellerin: “We travellers are in very hard circumstances. If we say nothing but what has been said before us we are dull and we have observed nothing. If we tell anything new, we are laughed at as fabulous and romantic.” (TEL 118) Sie geht das Risiko, verlacht zu werden, ein und

³ Hier bezieht sich Montagu auf Hills *A Full and Just Account of the Present State of the Ottoman Empire* von 1709. Man beachte, dass sie in ihrer Kritik durch die Verwendung der Vokabel *brethren* eine brüderliche und somit männliche Gemeinschaft von Reiseschriftstellern identifiziert, als deren geistlicher Anführer Hill positioniert wird. Durch die Verwendung des religiös-christlich konnotierten Wortes *brethren*, wiegt auch der Vorwurf der Falschaussage schwerer, da dieser so als Verstoß gegen das 9. Gebot gesehen werden kann.

vertritt in ihrem Reisebericht einen neuen und für die Londoner Gesellschaft unerhörten Standpunkt. Denn ihren Vorgängern widersprechend konstruiert Montagu den Osten nicht als barbarisch, unzivilisiert oder rückständig: „these people are not so unpolished as we represent them. ‘Tis true their magnificence is of a different taste from ours, and perhaps of a better. I am almost of the opinion they have a right notion of life.“ (TEL 142) Montagu unterscheidet zwischen dem Westen, wo man sich mit Fragen von Politik und Wissenschaft quält, während man im Osten gelernt hat, das Leben zu genießen und das Vergnügen in den Vordergrund zu stellen. Der Topos, der den Westen als wissend und (politisch) stabil darstellt, ist bei Montagu zwar präsent, doch nicht lebenswert.

Hingerissen vom *savoir-vivre* des Ostens fragt sie: „Considering what short lived, weak animals men are, is there any study so beneficial as the study of present pleasure?“ (TEL 142)⁴

Typisch für eine Reisende verhandelt Montagu das Eigene (*the Self*) und das Fremde, Andere (*the Other*). Ihre Beobachtungen, Eindrücke und Erlebnisse setzt sie in Relation zu den Funktionsweisen der Heimat. Die dichotome Kontrastierung von Ost und West, die von Edward Said wegweisend für die Orientalismus-Forschung aufbereitet wurde, ist zwar elementar für Montagus Reisebericht, doch das Ziel ihrer Darstellung ist nicht eine Herausstellung der Überlegenheit des Westens, sondern vielmehr eine Kritik am Orient-Diskurs ihrer Zeit und eine Hinterfragung westlicher Hegemonialansprüche durch die Identifizierung von Ähnlichkeiten und kohärenten Wertesystemen zwischen der Heimat und der Fremde.⁵ Bode (2009) sieht so den ‚Oppositionismus‘ zwischen Ost und West bei Montagu aufge-

4 In der Reise-Literatur ab dem 17. Jahrhundert wurde die orientalische Fokussierung auf Genuss und Vergnügen für gewöhnlich als Faulheit interpretiert und europäischer Arbeitsmoral gegenübergestellt, wie Michael Harrigan auch für französische Berichte aus dieser Zeit bestätigt. (Vgl. Harrigan 2008: 80–81)

5 Edward Said bezieht sich in seiner Monographie *Orientalismus* auf Literatur aus den britischen und französischen Kolonialgebieten, die ab dem späten 18. Jahrhundert verfasst wurde. Er versteht den Orient als „European invention“ (Said 1985: 1), da dieser erst durch den Diskurs in Europa entsteht und durch die Abgrenzung vom Osten zur Identitätsstärkung Europas beiträgt. Die Exotisierung und Unterwerfung des Orients ist allerdings bereits in Reiseberichten sichtbar, die sowohl zeitlich als auch politisch-geographisch nicht in Saids Textkanon passen: Montagus Quellen nämlich sind aus dem späten 17. und frühen 18. Jahrhundert und berichten von der sozio-kulturellen Inferiorität des osmanischen Weltreichs gegenüber dem Westen, weisen demnach den von Said diskutierten Ost-West-Diskurs auf, durch den sich Europa vom Orient abgrenzt und in seiner Identität gestärkt wird.

hoben; für ihn verläuft die Grenze nicht zwischen Orient und Okzident, „sondern in beiden Weltgegenden jeweils zwischen Aufgeklärtheit und Vernunft, *common sense* und Selbstkontrolle einerseits und Aberglaube, Obskurantismus und Außenkontrolle andererseits“ (35). So verorten die Briefe „[b]y virtue of their clear-sighted observation, their expansive tolerance, and their candid sympathy for an alien culture“ (Halsband 1980: xiv) ihre Verfasserin in der europäischen Aufklärung und positionieren sie als Anhängerin der Argumente der Frühfeministinnen. Im Vordergrund steht dabei eine Verfasserin mit progressiven Ansichten, die bereit ist, Machtverteilung, Abhängigkeiten und Rollenbilder nicht nur zwischen Ost und West, sondern auch zwischen Mann und Frau zu hinterfragen und neu zu verhandeln. Selbst wenn Montagu die Situation der Frauen im Orient und im Okzident im Bewusstsein der Leser anzunähern versucht, dient dieser Vergleich schließlich als Anleitung zur Auseinandersetzung mit und Kritik am Eigenen: Die Orientdarstellung, auch wenn es sich um einen auf Ähnlichkeiten und nicht Unterschieden basierenden Diskurs handelt, wird instrumentalisiert.

Montagu datiert ihren bedeutsamsten Brief mit der Beschreibung des Badehaus-Besuchs in Sofia auf den 1. April 1717, angeblich verfasst aus Adrianopel. Der Brief wendet sich an eine nicht näher benannte Adressatin und so beginnen bereits mit der Anrede die Spekulationen: Wurde dieser Brief für eine konkrete Empfängerin verfasst und Montagu wollte diese nun ob des doch vermutlich Aufsehen erregenden Inhalts nicht preisgeben? Oder dient die unpersönliche Anrede „To Lady –“ (TEL 57) als ein nicht zu füllender Platzhalter, durch den sich der Bericht über das Badehaus einfügen kann in eine Reihe weiterer, personalisierter Briefe? Bereits den Weg zum Badehaus in einer türkischen Kutsche, die komplett mit scharlachrotem Stoff abgedeckt ist – man beachte bereits hier die Verortung im Sinnlich-Erotischen – beschreibt Montagu begeistert: „This covering entirely hides the persons in them, but may be thrown back at pleasure and the ladies peep through the lattices.“ (TEL 58) Montagu erkennt die Unsichtbarkeit, das Verstecksein hinter den Vorhängen, als großen Vorteil. Während sie in Belgrad noch mit dem Gelehrten Achmet Bey über die Gewohnheiten des Islam diskutiert und dabei heftig die „confinements of women“ (TEL 54) in der islamischen Gesellschaft kritisiert, beginnt sie bald durch ihre eigene Erfahrung, die Unsichtbarkeit hinter Vorhängen, Schleiern oder in eigenen Hausteilen als Ursprung neuer Freiheiten zu sehen. Beys Einstellung über das ‚Verstecken‘ der Frauen („there is nothing at all in it; only [...] we have the advantage that when our wives cheat, nobody knows it“ (TEL 54)), die sie in Belgrad noch ablehnte, übernimmt sie spätestens in Konstantinopel vollständig (vgl. Bode 2009: 36). Sie beneidet die Orientalinnen um

deren Freiheiten, sich unerkannt im öffentlichen Raum bewegen, beobachten und gleichzeitig nicht identifiziert werden zu können. Die Freiheit, selbstbestimmt den Moment der Sichtbarkeit zu wählen, die auch die Möglichkeit zum Ausleben sexueller Bedürfnisse bietet, imponiert ihr; die Tatsache, dass dieser Moment eben nicht selbstbestimmt wählbar ist, sondern von einem strikten, religiös geprägten Regel- und Wertesystem diktiert wird, wird ausgeblendet.

Das Badehaus bezeichnet sie zu Beginn als *bagnio*, verwendet also eine italienische Vokabel, um dieses Erlebnis näher an die Erfahrungswelt der westlichen Leser zu rücken und ihre Erlebnisse dort nicht zu exotisieren, wie dies häufig bei Orient-Reisenden geschah. Wie Looser zu Recht feststellt, haftet der Beschreibung Montagus, wie sie staunend durch die fünf fensterlosen kuppelartigen Räume des Badehauses schreitet und die auf den Marmorliegen ruhenden Orientalinnen bewundert, ein imperialistisch-unterdrückendes Moment an: Montagu dominiert den Raum durch ihre Bewegung. Vollständig bekleidet in ihrem „riding dress“ (TEL 58), betrachtet sie die nackten, statischen Körper der Orientalinnen (vgl. Looser 2004: 83).⁶ Die Frauen werden zu (Kunst-)Objekten in Montagus Bericht: Die Reisende nimmt den Blick und die Position dreier Maler ein, an deren Gemälde sie der Anblick erinnert (Guido Reni, Tizian) bzw. dessen Kunstschaffen von diesem Anblick profitieren könnte (Charles Jervas) (TEL 59).⁷ Sie verfällt wenigstens in dieser Beschreibung dem dominanten Orient-Diskurs: Ein männlicher, da beobachtender Blick fällt auf die weiblichen Objekte und wird durch ihren unterschiedlichen Bekleidungsstatus (nackt – bekleidet) verstärkt. Ihre privilegierte Augenzeugenposition lebt Montagu, wie Ghose (1998)

6 In der Forschung gibt es gegenteilige Ansichten über die Nacktheit der orientalischen Frauen im Badehaus. Billie Melman (1992) belegt anhand späterer Quellen, dass osmanische Frauen niemals nackt badeten (vgl. 91), wodurch Montagus Beschreibung eine erotisierende Veränderung ihrer eigentlichen Beobachtungen wäre und man sich fragen müsste, ob Montagu die Orientalinnen durch eine mögliche ‚angedichtete‘ Nacktheit sexualisiert. Geht es ihr darum, die Freiheit von Scham und Zwängen der Orientalinnen darzustellen oder überführt sie die Frauen absichtlich als sexuell-sinnliche Objekte in die Fantasie einer (männlichen) Leserschaft? Isobel Grundy, Montagus Biographin, bestätigt hingegen ebenfalls unter Bezugnahme auf spätere Reiseberichte anderer Frauen die Aussage Montagus: „Later travelling Englishwomen endorsed her accuracy but called her tone misleading.“ (Grundy 1999: 138)

7 Tatsächlich diente die Badehaus-Szene von Montagu als Vorbild für ein Kunstwerk: Der französische Maler Jean-Auguste-Dominique Ingres ließ sich von ihrer Beschreibung inspirieren und malte 1862 sein Kunstwerk „Le Bain Turc“ (Grundy 1999: 138).

argumentiert, im Sinne eines voyeuristischen *male gaze* aus (vgl. 60). Für Ghose ist es der Westen, und vor allem eine gegen ihre feministischen Prinzipien handelnde westliche Reisende, die den Osten durch ihren Blick und ihre Beschreibung erotisiert. Montagu selbst reflektiert ihre Situation als Beobachterin und kommentiert ihren *male gaze*, als sie feststellt, dass die Frauen „with finest skins and most delicate shapes“ diejenigen sind, die auch „the greatest share of my admiration“ erhalten (TEL 59).

Diese erotisierende bzw. zumindest ästhetisierende Interpretation des Badehaus-Besuchs scheint dem entgegen zu stehen, was Montagu über die Begegnungen in diesem intimen, privaten Raum vermitteln möchte. Sie betont die „obliging civility [...] in so polite a manner“; betont, dass die Nacktheit die Unterschiede zwischen Herrin und Sklavin gänzlich verschwinden lässt; betont die „majestic grace“ der Orientalinnen, die sie an die Mutter Gottes erinnern, und europäisiert die Frauen schließlich, als sie deren Haut als „shiningly white“ (TEL 59) beschreibt. Das Badehaus soll ein Raum ohne Restriktionen sein, ein Raum der Freiheit und der Möglichkeit des Austausches: Es ist, wie Montagu vergleicht, „the women’s coffee house“ (TEL 59). Durch die Europäisierung der Hautfarbe, die Feststellung der Ähnlichkeit von westlichen und östlichen Schönheitsidealen und die häufigen Vergleiche des Verhaltens der Frauen konstruiert Montagu das Badehaus nicht als exotisch-fremden Raum, sondern als ein im Westen fehlendes Angebot, den Frauen Öffentlichkeit in einem geschützten Raum zu ermöglichen. Sie sieht es als „Frei-Raum“ (Bode 2009: 38), der offen und höflich aufnehmend, nicht verurteilend ist; ein Raum, der keinerlei Restriktionen aufweist, Herrin und Sklavin ununterscheidbar macht, Körperlichkeit präsentiert, doch zugleich schützt; ein Ort der Harmonie und des weiblichen Friedens. Der wissenschaftliche Diskurs der letzten Jahre rückt jedoch die Ästhetik, (Homo-)Erotik und imperialistische Unterdrückung dieser Szenen in den Vordergrund. Denn erst der schriftliche Export des Wissens über einen solchen Ort durch Montagu ermöglicht den detailreichen Einzug in die (männliche) Fantasie und bricht so mit der vermeintlichen Absicht Montagus, den Raum des Badehauses eben als Ort der Unberührtheit und Unverdorbenheit zu positionieren.

Als schließlich die Orientalinnen Montagu nötigen, sich auch zu entkleiden und daraufhin ihr Mieder⁸ entdecken, porträtiert die Reisende genüsslich deren Reaktion: Sie sind schockiert ob des eingesperrten Körpers und schreiben das Recht, diesen zu ‚befreien‘, nur dem Ehemann zu, interpretieren das Mieder also als

8 Montagu spricht von ihren „stays“ (TEL 59), einer Zwischenform von Mieder und Korsett.

Keuschheitsgürtel (vgl. *TEL* 59–60).⁹ In der Reaktion der Frauen wird die Sicht auf die Rechte der Frau im Orient und im Okzident verkehrt, denn, wie Chung (2001) betont, zeigt das dominierende Bild „an Englishwoman producing material proof for her culture’s symbolics of patriarchal enslavement“ (115). So ist es die westliche Frau, die von den östlichen als eingesperrt und als dem Mann sexuell gefügig, gar ausgeliefert dargestellt wird. Im Kopf der Leser wird das Bild des eingepferchten, weiblichen, europäischen Körpers im Mieder mit dem die Orient-Berichte dominierenden Bild der Einpferchung weiblicher, orientalischer Körper im Harem kontrastiert. Der sonst übliche *discourse of difference* wird umgekehrt. Durch die Fremdwahrnehmung der Orientalinnen werden die eingeschränkten Freiheiten und Rechte der westlichen Frau reflektiert. Der Osten wird in der Darstellung der aufgeklärten Adelligen als Verhandlungsort des Eigenen im Fremden instrumentalisiert, um das künstlich dichotome Weltbild zu hinterfragen und die eigenen progressiv-feministischen Ideen zu propagieren.

Je länger Montagus Aufenthalt im Orient andauert, desto mehr Verständnis zeigt sie für die fremde Kultur und passt sich dem Fremden an. Sie beginnt den *yaşmak*, den türkischen Schleier, zu tragen, der „not only very easy but agreeable“ für sie wird (*TEL* 127). Der Schleier bietet ihr die Freiheit, täglich durch Konstantinopel zu laufen und dabei „all that is curious in it“ zu entdecken (*TEL* 133). Doch das Sehen ohne gesehen zu werden, gibt den Frauen nicht nur die Möglichkeit, sich frei im öffentlichen Leben zu bewegen; vielmehr erreichen sie in Montagus Interpretation so eine sexuelle Selbstbestimmtheit, die sie als Europäerin begeistert: „This perpetual masquerade gives them entire liberty of following their inclinations without danger of discovery.“ (*TEL* 71) Dank der Verschleierung, der Maskerade, wie sie es nennt, wodurch sie dem Schleier jegliche kulturell-religiöse Bedeutung abspricht, besitzen weder Ehemann noch Liebhaber die Möglichkeit, ‚ihre‘ Frau zu erkennen oder zuzuordnen. Die Öffentlichkeit, die die Frauen durch die Verschleierung erlangen, ist jedoch eine trügerische: Sie bietet zwar durch die Anonymisierung Möglichkeiten, gegen Regeln zu verstoßen, doch stattet sie diese nicht mit

9 Dass sie sich in dieser Situation nicht entkleidet und den Orientalinnen nicht anpasst, ist den europäischen Konventionen geschuldet. Schließlich gilt das Mieder im Westen als „marker of female propriety“ (Scholz 2012: 87), das anständige Frauen zu tragen haben. Das Fehlen eines Mieders bzw. der bewusste Verzicht darauf kennzeichnet in Europa Frauen, die Ehre und Anstand durch ‚sündhaftes Verhalten‘ verloren haben. Diese Zuordnung befeuert natürlich die Interpretation der Nacktheit der orientalischen Frauen in Montagus Beschreibung als „alleged sexual ‚openness““ (Scholz 2012: 87), einem häufigen Motiv im traditionellen Ost-West-Diskurs, dem Montagu hier (unbewusst?) verfällt.

Rechten aus. Montagu betont aber auch in rechtlich-finanzieller Hinsicht die Besserstellung der Orientalinnen gegenüber den Europäerinnen. Zum einen leben sie ein Leben in Luxus, denn es ist in jeder sozialen Schicht „his business to get money and hers to spend it“ (TEL 71–72), und zum anderen haben die Frauen im Scheidungsfall Anrecht auf ihr Geld und Unterhalt. Diese Möglichkeiten schließlich sind es, die Montagu zu ihrem entscheidenden Urteil kommen lassen: „I look upon the Turkish women as the only free people in the empire.“¹⁰ (TEL 72; vgl. TEL 134) Für Montagu sind die Geschlechtertrennung im Wohnhaus und die Verschleierung kein Ausdruck eines misogynen östlichen Weltbilds, sondern vielmehr konstruktive Instrumente „[that, D.W.] could provide women the opportunity to shape themselves and their societies [and, D.W.] a means of establishing a personal female domain“ (Kietzman 1998: 545). Wieder übt Montagu Kritik an den anderen Reiseschriftstellern, die „the miserable confinement of the Turkish ladies“ (TEL 134) beklagen, und Ähnlichkeiten in den Gesellschaften überspielen oder Rechte verkennen, damit der Osten weiterhin als rückständig und despotisch dargestellt werden kann, wo Frauen verschleiert, versteckt und wegsperrt werden. Montagu ist daran gelegen, zwischen Ost und West zu vermitteln, schließlich unterscheiden sich „the manners of mankind [...] not [...] so widely as our voyage writers would make us believe“ (TEL 72). In beiden Gesellschaften werden Sünden begangen, Normen verletzt und Möglichkeiten ausgereizt. Unter den Männern gibt es auf beiden Seiten „libertines“ und „rakes“ (TEL 72), und schließlich ist festzustellen, dass „the Turkish ladies don’t commit one sin the less for not being Christians“ (TEL 71).

Montagu versucht, sich als Vermittlerin zwischen den Welten zu positionieren, und hat, wie Astell betont, durch ihre gesellschaftliche Position als Frau die Möglichkeit, neue Wege im Orient-Diskurs zu gehen: „a lady has the skill to strike out a new path“ (Montagu 1764: iv). Dieser neue Weg richtet sich gegen vorhergehende Reiseberichte und das durch sie transportierte Bild über den Orient. In Montagus Bericht werden die Möglichkeiten der Frau im Orient hervorgehoben, aktiv ein eigenes (Sexual)leben zu gestalten. Die Frauen des Orients sind nicht mehr länger

10 Paradoxerweise ist es der erste osmanische Botschafter im Westen, Mehmed Efendi, der 1719 wiederum die höchste Freiheit den Frauen in Frankreich zugesteht: „In France, esteem for women prevails among men. The women can do what they want and go where they desire. To the lowest, the best gentleman would show more regard and respect than necessary. In these lands, women’s commands are enforced. So much so that France is the paradise of women. They have no hardships or troubles at all – it is said that they obtain their wishes and desires without any resistance whatsoever.“ (In Looser 2004: 217–218, Fn. 29)

die Objekte männlicher Begierde, wie Dumont sie kurz zuvor noch beschrieben hatte: „The Turkish Women are the most charming Creatures in the World: they seem to be made for Love; their Actions, Gestures, Discourse and Looks are all Amorous.“¹¹ (In Lowe 1991: 39–40) Problematisch ist jedoch, dass Montagu durch ihre Idealisierung der Freiheiten der Orientalinnen zum einen kulturell-religiöse Hintergründe für Bräuche und Sitten im Orient ignoriert (und so selbst im traditionellen Ost-West-Diskurs verhaftet bleibt) und zum anderen die Frauen im Orient instrumentalisiert. Denn wenngleich deren sinnlich-erotische Beschreibung durch eine vermeintlich selbstbestimmte Seite ergänzt wird, so dient diese nur als Fingerzeig gen England, das sich zwar moderner geben möchte als der Orient, doch für Montagu im Hinblick auf Frauenrechte rückständiger ist als der angeblich rückständige Osten. Auch wenn Montagu in ihrem Versuch, die Hegemonialansprüche des Westens durch Verweise auf die Gegebenheiten im Osten zu hinterfragen, dem dominanten Ost-West-Diskurs ihrer Zeit nicht immer entkommen kann – ihre Briefe zeugen von einer mutigen Frau, die anders als ihre vielen männlichen Vorgänger die Fremde verhandelt, sich auf sie einlässt und gewillt ist, nicht in (vor)verurteilenden Gegensätzen zu denken: „[A] woman triumphs“ (Astell in Montagu 1764: v).

Literaturverzeichnis

Primärliteratur:

Halsband, Robert (Hrsg.) (1980): *The Complete Letters of Lady Mary Wortley Montagu. Volume 1: 1708–1720*. Oxford.

Letters of the Right Honourable Lady M--y W---y M----e: Written, during her Travels in Europe, Asia and Africa, To Persons of Distinction, Men of Letters, &c. in different Parts of Europe. Which Contain, Among other Curious Relations, Accounts of the Policy and Manners of the Turks; Drawn from Sources that have been inaccessible to other Travellers. (1764). London.

Montagu, Lady Mary Wortley (1993): *Turkish Embassy Letters*. London.

Montagu, Lady Mary Wortley (1947): *The Nonsense of Common-Sense. 1737–1738*. Halsband, Robert (Hrsg.). New York.

11 Montagu kritisiert Dumonts *Nouveau Voyage au Levant*, das 1696 auf Englisch erschien, als „with equal ignorance and confidence“ (TEL 104) verfasst.

Wissenschaftliche Literatur:

Bode, Christoph (2009): *Fremd-Erfahrungen. Diskursive Konstruktion von Identität in der britischen Romantik. II: Identität auf Reisen*. Trier.

Chung, Rebecca (2001): A Woman Triumphs: From *Travels of a English Lady in Europe, Asia, and Africa* (1763). In: Kamps, Ivo/Singh, Jyotsna G. (Hrsg.): *Travel Knowledge*. New York, S. 110–124.

Ghose, Indira (1998): *Women Travellers in Colonial India. The Power of the Female Gaze*. Delhi.

Grundy, Isobel (1999): *Lady Mary Wortley Montagu*. Oxford.

Harrigan, Michael (2008): *Veiled Encounters. Representing the Orient in 17th-Century French Travel Literature*. Amsterdam.

Kietzman, Mary Jo (1998): Montagu's Turkish Embassy Letters and Cultural Dislocation. In: *Studies in English Literature, 1500–1900*, 38:3, S. 537–551.

Looser, Devoney (2004): *British Women Writers and the Writing of History, 1670–1820*. Baltimore.

Lowe, Lisa (1991): *Critical Terrains. French and British Orientalisms*. Ithaca.

MacLean, Gerald (2004): *The Rise of Oriental Travel. English Visitors to the Ottoman Empire, 1580–1720*. Houndmills.

Melman, Billie (1992): *Women's Orient: English Women and the Middle East, 1718–1918*. Houndmills.

Said, Edward (1985): *Orientalism*. Harmondsworth.

Scholz, Susanne (2012): English Women in Oriental Dress. Playing the Turk in Lady Mary Wortley Montagu's *Turkish Embassy Letters* and Daniel Defoe's *Roxana*. In: Schülting, Sabine/Müller, Sabine Lucia/Hertel, Ralf (Hrsg.): *Early Modern Encounters with the Islamic East. Performing Cultures*. Farnham. S. 85–98.

2 Kultur- und Sozialwissenschaften

Forschungsbericht: Der Einfluss flexibler Arbeitszeitgestaltung auf die Work-Family-Balance von Wiedereinsteigerinnen und Wiedereinsteigern

Anja Heinz und Susanne Günther

Aufgrund struktureller und gesellschaftlicher Entwicklungen im beruflichen und privaten Bereich gestalten sich die Vereinbarkeit des Arbeits- und Familienlebens zunehmend schwieriger und dies insbesondere während und nach einer familienbedingten beruflichen Auszeit.

Unternehmen reagieren darauf mit unterschiedlichen Maßnahmen zur Unterstützung der Work-Family-Balance (WFB) ihrer Mitarbeitenden, wobei Arbeitszeitflexibilisierung zu den verbreitetsten und wichtigsten zählt. Die Einführung und Umsetzung solcher Konzepte bringt nicht immer den erwünschten Erfolg mit sich, die Empirie hierzu ist uneindeutig. Erklärungen für die gemischte Befundlage zu flexiblen Arbeitszeitregelungen liefern Theorien der Work-Life-Balance. Demnach kann die (zu) flexible Gestaltung der Arbeitszeit zu einer Entgrenzung der Arbeitszeit führen sowie zu einer starken ressourcenbezogenen Überschneidung der Lebensbereiche. Beides geht mit einem erhöhten Konfliktpotential einher, was die Vereinbarkeit von Beruf und Familie erschwert.

Bezugnehmend auf die widersprüchliche Befundlage, ob eine Überschneidung (z. B. Arbeits- ist gleich Wohnort, sich überschneidende Arbeits- und Freizeiten) oder eher eine Separation (z. B. Leben und Arbeiten an unterschiedlichen Orten, klar definierte, voneinander abgegrenzte Arbeitszeiten) der Lebens- und Wirkbereiche Arbeit und Familie einer Work-Family-Balance dienlich ist, wurde in einer Studie (Heinz 2012) untersucht, inwiefern die flexible Gestaltung von Arbeitszeit und Arbeitsort einen Einfluss auf die WFB von Mitarbeitenden nach einer familienbedingten Auszeit hat und welche Rolle soziale Unterstützung dabei spielt.

Bei dieser Studie nahmen 264 Wiedereinsteigerinnen und Wiedereinsteiger im Angestelltenverhältnis von drei unterschiedlichen Großunternehmen aus drei verschiedenen Branchen teil (227 Frauen und 37 Männer). Die letzte familienbedingte Auszeit belief sich bei über der Hälfte der Zielpopulation (58 Prozent) auf maximal ein Jahr, bei 25,8 Prozent betrug sie weniger als sechs Monate. Lediglich bei 13,6 Prozent der Befragten lag die Dauer der familienbedingten Auszeit bei über drei Jahren.

Zur Beantwortung o.g. forschungsleitenden Frage wurden die Einflüsse der Autonomie zur flexiblen Gestaltung von Arbeitszeit und Arbeitsort der Angestellten

sowie von Anforderungen an die Angestellten zur flexiblen Gestaltung von Arbeitszeit und Arbeitsort (Flexibilitätsanforderungen) auf unterschiedliche WFB-Maße (Work-Family-Conflict (WFC), Zufriedenheit mit der aktuellen Lebenssituation, Arbeits- und Lebenszufriedenheit) anhand einer Online-Fragebogenstudie mit Wiedereinsteigerinnen und Wiedereinsteigern nach familienbedingter Auszeit untersucht. Darüber hinaus wurde der Einfluss sozialer Unterstützung auf die Maße flexibler Gestaltung von Arbeitszeit und Arbeitsort, auf die WFB-Maße sowie auf den Zusammenhang dieser Aspekte geprüft.

Die Ergebnisse zeigen, dass hohe Autonomie zur Gestaltung von Arbeitszeit mit hohen Zufriedenheitsmaßen und niedrigem WFC einhergeht. Hohe Flexibilitätsanforderungen hängen hingegen mit niedriger Zufriedenheit mit der Lebenssituation, niedriger Arbeitszufriedenheit sowie hohem WFC zusammen. Hohe Werte bei sozialer Unterstützung korrelieren mit subjektiv wahrgenommener hoher Autonomie zur flexiblen Arbeitszeitgestaltung und mit niedrigen Flexibilitätsanforderungen. Darüber hinaus konnte ein großer Zusammenhang von sozialer Unterstützung und den WFB-Maßen gezeigt werden. Es zeigte sich auch ein Puffereffekt sozialer Unterstützung auf die beschriebenen Zusammenhänge, jedoch ist die direkte Wirkung sozialer Unterstützung insbesondere auf die WFB der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter als bedeutender zu bewerten.

Als Fazit aus den Befunden lassen sich Handlungsempfehlungen für die unternehmerische Praxis sowie für Privatpersonen ableiten. Aus den positiven Auswirkungen von Autonomie auf die WFB und den negativen Auswirkungen von Flexibilitätsanforderungen auf die WFB der Wiedereinsteigerinnen und Wiedereinsteiger lässt sich zunächst auf globaler Ebene folgender Schluss ziehen: Für Wiedereinsteigerinnen und Wiedereinsteiger ist es im Sinne einer gelungenen WFB hilfreich, die Lebensbereiche Arbeit und Familie zu trennen oder nur auf eigenen Wunsch überschneiden zu lassen. Das Eindringen der Arbeit in den Familienbereich (was Zeit und/oder Energie fordert) wird für eine gelungene WFB als schädlich wahrgenommen. Hieraus lässt sich für Privatpersonen folgern, möglichst hohe zeitliche und auch örtliche Autonomie zu erlangen. Doch zeitliche Autonomie kann auch mit erhöhtem Koordinations- und Planungsaufwand einhergehen. Hierfür kann es für Mitarbeitende notwendig sein, an ihren Fähigkeiten zum Zeitmanagement und zum Umgang mit Stress zu arbeiten. Für Unternehmen und Personalentwicklung leitet sich die Empfehlung ab, den Mitarbeitenden nach einer familienbedingten Auszeit (im Rahmen der Möglichkeiten) viel zeitliche und örtliche Autonomie zu gewähren und darauf zu achten, dass dabei gleichzeitig die Flexibilitätsanforderungen an die Mitarbeitenden gering ausfallen. Ferner wird in der Studie deutlich, dass

Veränderungen der Arbeitssituation oder des Arbeitsinhalts in nur einem Aspekt zu kurz greifen. So wirkt beispielsweise eine Reduzierung der Arbeitszeit nicht WFB-fördernd, wenn nicht gleichzeitig das Arbeitspensum entsprechend angepasst wird oder eine zusätzliche Mitarbeiterin oder ein zusätzlicher Mitarbeiter eingestellt werden. Der positive Effekt zeigt sich nur, wenn die Nutzung dieser angebotenen Autonomie mit keinem großen zeitlichen oder energetischen Aufwand verbunden ist. Unter Aufwand ist beispielsweise das Ausmaß an Planung und Koordination in Absprache mit Kolleginnen und Kollegen oder Vorgesetzten zu verstehen.

Immerhin 27 bis 33 Prozent der Befragten bewerten den Aufwand zur Inanspruchnahme der zeitlichen Autonomie (Lage und Dauer der Arbeitszeit) sowie der örtlichen Autonomie als sehr hoch oder hoch. Insgesamt halten rund 48 Prozent der Befragten das Ausmaß ihrer Autonomie, Arbeitszeit und Arbeitsort flexibel zu gestalten für eher niedrig oder niedrig. Unterstützung von Seiten des Arbeitgebers und der Arbeitgeberin wünschen sich die Wiedereinsteigerinnen und Wiedereinsteiger insbesondere vor, aber auch während und nach ihrer familienbedingten Auszeit. Dabei ist das Kontakthalten zur Arbeitgeberin bzw. zum Arbeitgeber und zu der Kollegenschaft von besonderer Bedeutung. Annähernd die Hälfte wünscht sich tatkräftige Unterstützung bei der Karriereplanung.

Daher scheint es für Unternehmen wichtig zu sein, die Mitarbeitenden frühzeitig und umfangreich über Auszeit und Wiedereinstieg und den damit zusammenhängenden Angeboten, Möglichkeiten, Grenzen sowie mögliche Hürden zu informieren.

Dies kann über besondere Veranstaltungen, Workshops oder Informationsabende zum Thema Vereinbarkeit von Arbeit und Familie geschehen, durch Broschüren oder elektronische Papiere, die schriftlich wichtige Informationen zusammenfassen, durch spezifische frei zugängliche Informationen im Intranet usw.

Ein weiterer Befund belegt die Bedeutung der Benennung mindestens einer Person im Unternehmen, die für das Thema Vereinbarkeit von Beruf und Familie und aller damit zusammenhängenden Themen wie die Arbeitszeitgestaltung offiziell zuständig ist. Diese sollte den Mitarbeitenden bekannt und für sie erreichbar sein. Darüber hinaus sollte diese Person eine umfangreiche Fachkompetenz im Kontext Familienfreundlichkeit und Vereinbarkeit von Familie und Beruf mitbringen sowie über eine ausgebildete Beratungskompetenz verfügen. Je nach Größe und Struktur eines Unternehmens verweist die Studie auf die Möglichkeit, die Aufgabe der Information und Beratung auf Führungskräfte zu übertragen oder eine Kombination aus beiden Varianten anzubieten. Dabei sollten die Zuständigkeiten klar geregelt und kommuniziert werden. Sollte diese Aufgabe Führungskräften übertragen

werden, so empfiehlt es sich, diese entsprechend zu schulen (Kenntnis über Chancen und Grenzen familienbedingter Möglichkeiten, Angebote flexibler Arbeitszeitgestaltung usw. sowie Beratungskompetenz).

Aus den Befunden zur sozialen Unterstützung lässt sich zudem ableiten, dass neben dem privaten Bereich auch Vorgesetzte und Kollegenschaft einen großen Beitrag zur WFB von Wiedereinsteigerinnen und Wiedereinsteigern leisten können. Für die Mitarbeitenden gilt es deshalb bei Bedarf sowohl im privaten als auch im beruflichen Bereich Personen, die soziale Unterstützung bieten können, zu suchen, zu erkennen und auch zu „aktivieren“ bzw. Unterstützung in Anspruch zu nehmen. Möglicherweise besitzen nicht alle Mitarbeitenden diese Fähigkeiten. Es wäre denkbar, Mitarbeitende noch vor ihrer Auszeit für diese Thematik zu sensibilisieren und/oder zu schulen. Final entscheidet die bestehende Unternehmenskultur darüber, ob familienbedingte Angebote nicht nur angeboten, sondern von Mitarbeitenden auch aktiv genutzt werden.

Vorgesetzte spielen auch hier eine sehr wichtige Rolle. Zum einen dienen Vorgesetzte in ihrer eigenen gelebten WFB als Vorbild. Deshalb ist es sinnvoll, Unterstützung und Angebote auch für Führungskräfte zugänglich zu machen und sicherzustellen, dass die Inanspruchnahme ohne negative Karriereauswirkungen erfolgt. Zum anderen empfiehlt es sich, Vorgesetzte darin gezielt zu schulen, wie sie die Wiedereinsteigerinnen und Wiedereinsteiger aktiv unterstützen können. Möglicherweise assoziieren sie lediglich tatkräftige (und nicht z. B. emotionale oder informationelle) Unterstützung mit sozialer Unterstützung und haben daher das Gefühl, nicht helfen zu können. Hier bieten sich Trainings an, die die unterschiedlichen Arten sozialer Unterstützung in direkter Anwendung auf den WFB-Kontext thematisieren. Eine entsprechend familienfreundliche Unternehmenskultur ist dafür die Voraussetzung. Eine wichtige Aufgabe der bzw. des Vorgesetzten im Sinne eines familienfreundlichen Arbeitskontextes ist es auch, diese Kultur und die damit verbundenen Werte selbst zu leben und diese allen seinen Mitarbeitenden zu vermitteln (z. B. Meetings nicht nach 16:00 Uhr ansetzen, wenn Mitarbeitende ihre Kinder bis 18:00 Uhr aus der Kinderbetreuung abholen müssen; sich bei einem Meeting vertreten lassen mit der Entschuldigung, die Tochter zur Einschreibung an der Universität zu begleiten). In der Folge können Mitarbeitende zur sozialen Unterstützung ihrer Kolleginnen und Kollegen die nach einer familienbedingten Auszeit wieder eingestiegen sind, ermutigt und ermuntert werden. Hierbei sollte jedoch auf ein faires Geben und Nehmen zwischen Mitarbeitenden mit und ohne familiäre Verpflichtungen geachtet werden, so dass das Teamklima nicht darunter leidet (z. B. Prinzip „first come, first served“ vs. Absprache der Urlaubstage während der

Ferienzeiten). Für eine familienfreundliche Unternehmenskultur gilt es insbesondere, den Stellenwert und das Grundverständnis von Präsenz am Arbeitsplatz anzupassen.

Soziale Unterstützung kann darüber hinaus durch Netzworkebildung innerhalb des Unternehmens gewährleistet werden. So wäre es denkbar, unternehmensinterne oder unternehmensübergreifende Veranstaltungen zu organisieren, bei denen sich Mitarbeitende, denen eine familienbedingte Auszeit bevorsteht, die gerade in der Auszeit sind oder Wiedereinsteigerinnen und Wiedereinsteiger untereinander austauschen, informieren oder beraten können. Aus diesen Veranstaltungen könnten auch hilfreiche Kontakte und private Netzwerke entstehen. Ein weiterer Ansatz sieht vor, Mitarbeitenden während und nach einer familienbedingten Auszeit Mentorinnen und Mentoren zur Seite zu stellen. Dieser Gedanke lässt sich auch auf andere Weise umsetzen, wie z. B. durch das Einrichten von entsprechenden Foren innerhalb des Intranets, was möglicherweise mit weniger organisatorischem Aufwand verbunden ist.

Als weiteren Punkt betonen die Befragten der Studie, dass die Entscheidung, ob eine Auszeit genommen wird, wie lange diese andauert und wie der konkrete Wiedereinstieg gestaltet werden soll (wann, wie lange und wo möchte ich arbeiten?) zunächst bei der Arbeitnehmerin bzw. dem Arbeitnehmer liegt. Diese Fragen gilt es, vorab zu klären. Dabei spielt die Begrenztheit der verfügbaren Ressourcen eine Rolle, die sich auf die Bereiche Arbeit, Familie und Sonstiges verteilen. Entscheidungen darüber können nur in Absprache mit der Arbeitgeberin bzw. dem Arbeitgeber, der Partnerin bzw. dem Partner und in Abhängigkeit von vorhandener sozialer Unterstützung (z. B. Verfügbarkeit von weiteren betriebsinternen und -externen Kinderbetreuungsmöglichkeiten) getroffen werden. Unternehmen können ihre Mitarbeitenden bei diesen Überlegungen unterstützen und begleiten und im Anschluss die Möglichkeiten und Unterstützungsangebote seitens des Unternehmens aufzeigen. Hier zeigt sich insbesondere die Notwendigkeit, frühzeitig das Vorgehen während Auszeit und beim Wiedereinstieg zu planen, für beide Seiten als besonders zielführend.

Zusammenfassend lässt sich für Unternehmen die Empfehlung aussprechen, Wiedereinsteigerinnen und Wiedereinsteigern im Rahmen betrieblicher Möglichkeiten eine möglichst hohe zeitliche und örtliche Autonomie zu gewähren bei gleichzeitig niedrigen unternehmerischen Flexibilitätsanforderungen. Darüber hinaus gilt es, die Mitarbeitenden im Umgang mit Autonomie und Flexibilitätsanforderungen zu befähigen (z. B. Trainings zu Zeitmanagement und Umgang mit Stress). Außerdem

sollten Kollegenschaft, Vorgesetzte und Netzwerke innerhalb des Unternehmens als soziale Unterstützungsquellen zur Verfügung stehen und genutzt werden. Es bleibt anzumerken, dass die Förderung von WFB in Unternehmen als ein ganzheitlicher Ansatz betrachtet werden sollte, in dem nicht zuletzt die bestehende Unternehmenskultur über den Erfolg und Misserfolg möglicher Angebote entscheidet. Einzelne Maßnahmen, wie die flexible Gestaltung von Arbeitszeit und Arbeitsort, wirken sich nur WFB-fördernd aus, wenn auch die betrieblichen, beruflichen und privaten Rahmenbedingungen dazu passen. Die kontinuierliche Kommunikation und Information über bestehende familienfreundliche Maßnahmen und deren Inanspruchnahme durch Führungskräfte erweist sich dabei als zentraler Erfolgsfaktor.

Literaturverzeichnis

Heinz, Anja (2012). *Work-Family Balance nach familienbedingter Auszeit – der Einfluss flexibler Arbeitszeitgestaltung*. Unveröffentlichte Magisterarbeit an der Ludwig-Maximilians-Universität München.

Sex statt Selbstermächtigung? Gender im Superheldenvideospiel

Martin Hennig

1 Einführung

Innerhalb des Videospieles findet seit geraumer Zeit ein formalästhetischer Innovationsschub statt, der maßgeblich zum ökonomischen Erfolg und der Breitenwirksamkeit des Mediums beiträgt und diesem zunehmende Aufmerksamkeit von Seiten des Kulturjournalismus beschert. Hinsichtlich der Darstellung von Männlichkeit und Weiblichkeit finden sich jedoch nach wie vor patriarchale Muster. Ob Muskelprotz Kratos in der *God of War*-Reihe gleich mehrere devote Frauen im Rahmen des stets implementierten ‚Erotik‘-Minispiels beglückt, sich hypersexualisierte Kämpferinnen und Kämpfer in den Arenen diverser *Beat'em ups* begegnen oder der narrative Kontext in populären *Wimmelbildspielen* je nach Geschlecht der Protagonisten deutlich variiert:¹ Das Videospiel scheint nach wie vor als Reservoir stereotypisierter Geschlechterdarstellungen und als Träger konservativer Rollenmodelle zu fungieren. Dabei ist im interaktiven Videospiel eigentlich ein Heldenmodell erwartbar, welches nicht zwischen männlichen und weiblichen Protagonisten unterscheidet. Der interaktive Charakter des Spiels erzwingt geradezu Konzeptionen von Welt, in denen jedes Subjekt mittels physischer und moralischer Stärke dazu in der Lage ist, eine Transformation des gesamtgesellschaftlichen Systems einzuleiten.

Spätestens jedoch seit die Bloggerin Anita Sarkeesian im Jahr 2012 eine selbstproduzierte Videoserie zu weiblichen Stereotypen in Videospielen ankündigte und dafür von einem Teil der Videospieldcommunity öffentlich angefeindet und erniedrigt wurde, ist das Thema erneut Gegenstand massiver öffentlicher Diskussionen (vgl. Prækelt 2012). Leider trägt die wissenschaftliche Fachliteratur dabei nur bedingt zur Fundierung der Debatte bei, denn dort bleibt es häufig bei einer Beschreibung oberflächlicher visueller Merkmale und dem Entwurf von Charaktertypologien. Im Folgenden soll es deshalb darum gehen, wie Videospiele kultur- und

¹ Während sich die Motivation der Protagonistin zum Verlassen der eigenen vier Wände in *Stray Souls: Das Haus der Puppen* aus dem Verschwinden ihres Mannes herleitet, wird der Protagonist im Spiel *Mountain Crime: Requital* von derselben Entwicklungsfirma in Ausübung seiner Berufsrolle als Arzt in einen Mordfall verwickelt. Die weibliche Hauptfigur wird damit ohne ihren Partner als unvollständig gedacht und ihr Abenteuer als einmaliger häuslicher Ausbruch inszeniert, während dem männlichen Helden theoretisch unzählige weitere Abenteuer offenstehen.

medienspezifische Tendenzen innerhalb des Werte-, Normen- und Diskurssystems ihrer Produktionskultur verarbeiten und diese ihrerseits transformieren, d. h. welche narrativen sowie spielstrukturellen Funktionen spezifische Darstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit im Untersuchungsgegenstand übernehmen.²

2 Forschungsstand

Als Untersuchungsbeispiele werden im Folgenden diverse Ableger des Superheldengenres dienen, da diese in Bezug auf die Verhandlung von Geschlechterrollen ein besonderes Potenzial besitzen. Kraft ist im Superheldengenre etwas Symbolhaftes, das moralisch verankert werden muss. Die Maske darf nicht einfach nur übergestreift werden: Heldenhaftigkeit erweist sich nicht in der Erfüllung gesellschaftlicher Rollen Aspekte, sondern in der Emanzipation von diesen und der autonomen Stellung außerhalb der institutionellen Rechtsprechung (vgl. hierzu weiterführend Söll/Weltzien 2003). Das bedeutet, dass sich Figurencharakterisierungen hier theoretisch unabhängig von körperlichen Merkmalen ergeben sollten, Geschlechterverhältnisse als Ausdruck und Folge historischer, sozialer und kultureller Praktiken sichtbar werden könnten (vgl. Lünenborg/Maier 2013: 16).

Dies ist deswegen von besonderem Interesse, da in westlichen Gesellschaften nach wie vor ein binäres System der Geschlechter dominiert, das eine hierarchische Struktur besitzt und ein kulturell vermitteltes Bild der Zweigeschlechtlichkeit mit biologischen, scheinbar natürlichen Qualitäten versieht (vgl. auch Grapenthin 2007: 63). Frauen werden dabei häufig mit Eigenschaften belegt, die sie als emotional, schwach und passiv ausweisen, während Männer stark, dominant und aktiv in Szene gesetzt werden:

In popular [...] consciousness the duality of female and male often serves to encapsulate or represent the series (or circle) of liberal separations and oppositions: female, or – nature, personal, emotional, love, private, intuition, morality, ascription, particular, subjection; male, or – culture, political, reason, justice, public, philosophy, power, achievement, universal, freedom. (Pateman 1989: 123-124)

Aufgrund ihrer ständig zunehmenden Popularität und Verbreitung, ihrer Marktrelevanz und medialen Präsenz tragen auch Videospiele zur Bildung einer Geschlechtsidentität bei. In Bezug auf Rollenmuster wirken virtuelle Welten als zusätzliche Faktoren der Sozialisation, die eine verstärkende Wirkung auf bereits bestehende Tendenzen haben können (vgl. Fritz 2007). Dies ist ein Effekt, der als

² Die folgenden Ausführungen basieren teilweise auf Hennig (2014).

umso weitreichender angenommen werden kann, sofern die Spielenden die Möglichkeit haben, ihren Avatar individuell zu modifizieren – programmseitige Vorgaben werden auf diese Weise verschleiert und die ästhetische Distanz zwischen Figur und Benutzenden wird reduziert. In dieser Hinsicht scheint auch ein letztlich stereotyper Avatar den individuellen Entscheidungen der Spielenden zu entspringen bzw. wird vorgeführt, dass es keine alternativen denk- und lebbareren Rollen- oder Lebensmodelle gäbe.

Tatsächlich gelangt die Mehrheit der wissenschaftlichen Studien zum Thema zu einem ernüchternden Ergebnis, für das die folgenden Ausführungen Grapenthins (2007) stellvertretend stehen können:

Betrachtet man die Gesamtergebnisse, so lässt sich feststellen, dass die weiblichen Figuren nicht nur in den Haupt- und Nebenrollen unterrepräsentiert sind, sondern außerdem in Bezug auf ihren Körper, ihre Kleidung, ihre Waffen und ihre Fähigkeiten diskriminiert und im Grunde als Sexualobjekte dargestellt werden. Sie sind jünger, leichter bekleidet, hilfloser und weniger hilfsbereit. Zudem agieren sie allein aufgrund von eigennützigen Motiven, tragen andere Waffen und besitzen seltener besondere Fähigkeiten als die männlichen Charaktere. (Grapenthin 2007: 94)

Zaremba (2010) unterscheidet darüber hinaus lediglich drei Varianten der Videospielheldin: 1) harmlose Fantasiewesen, 2) hypersexualisierte Kämpferinnen, 3) brüchige Individualistinnen (vgl. Zaremba 2010). Die harmlosen Fantasywesen sind letztlich unschuldige, opferbereite Figuren (zum Beispiel Prinzessin Zelda aus der gleichnamigen Spieleserie), wohingegen die zweite Kategorie aus mächtigen und mutigen Heldinnen besteht, deren überproportionierte Körper für männlichen Voyeurismus ausgelegt sind (zum Beispiel Lara Croft aus der *Tomb Raider*-Reihe). Die fragilen Individualistinnen dagegen sind selbstbewusste, aber innerlich instabile Heldinnen, die eine größere Bandbreite an Variationen in Charakter, Verhalten und Aussehen besitzen (zum Beispiel Nariko aus *Heavenly Sword*). Zaremba (2010) listet dabei explizit Comic-Heldinnen wie Wonder Woman und Catwoman als intermediale Vorgängerinnen der Videospiel-Protagonistinnen auf. Sie verdeutlicht in diesem Zusammenhang „eine lange mediale Tradition, Heldinnen als unterschiedliche Projektionen von Weiblichkeit zu erschaffen“ (Zaremba 2010: 89).

In ihrer Studie über Gender-Diskurse in der Spieleentwicklung konstatiert Allhutter (2010) darüber hinaus die komplexitätsreduzierenden Funktionen spezieller Geschlechtszuschreibungen bereits auf Seiten der Produktionspraxis. Zum Beispiel impliziert die Forderung nach grafischem Realismus häufig eine Darstellung von Figuren, die bestimmte Stereotype reproduziert: Während männliche Charaktere

anatomisch korrekt gestaltet werden, meint ‚Realismus‘ in Bezug auf weibliche Figuren die Modellierung eines attraktiven, sexualisierten weiblichen Körpers. Da Grapenthins (2007), Zarembas (2010) und Allhutters (2010) aktuellste Untersuchungsbeispiele allerdings aus dem Jahr 2005 stammen, stellt sich die Frage, ob ihre Erkenntnisse nach wie vor Gültigkeit innerhalb der aktuellen Videospiele-Landschaft besitzen. Darüber hinaus sollten derartige Darstellungen in Bezug auf ihre Strukturen und Funktionen noch näher untersucht werden.

3 Gender im Superheldenvideospiel

Die Darstellung von Männlichkeit und Weiblichkeit im Superheldenvideospiel wird im Folgenden anhand dreier aktueller Produktionen näher beleuchtet: An erster Stelle fungiert *DC Universe Online* als ein Beispiel aus dem Mehrspielerbereich des Online-Rollenspiels (MMORPG), während *Injustice: Götter unter uns* und *Batman: Arkham City* als Einzelspieler-Exempel dienen.

3.1 Gender in *DC Universe Online*

„Geschlecht hat keinen Einfluss auf Kampffertigkeiten“, heißt es eingangs im Charaktererstellungsmenü von *DC Universe Online*. Dabei ist dieser Umstand als unmittelbare Folge einer physiologischen Annäherung der Geschlechter ausgewiesen. Männliche und weibliche Avatare werden primär über ihre überaus muskulösen Körper definiert, welche während der interaktiven Adaption des äußeren Erscheinungsbildes im Menü abseits vom Geschlecht auch nicht variiert werden können. Während Männlichkeit sich hier durch ein Übermaß an Kraft und Virilität auszeichnet, konstituiert sich Weiblichkeit in Differenz zum Mann über sekundäre Geschlechtsmerkmale, denn aufgrund der vorgeführten körperlichen Akkommodation bildet die überproportionierte Oberweite der Frau *die* signifikante Differenz (vgl. Abb. 1).



Abb. 1: Charaktererstellung (Screenshots aus *DC Universe Online*)

Die im Zuge der Charaktererstellung aufgerufene binäre Geschlechterordnung wird damit zugleich unterlaufen und affirmiert. Während das Spiel einerseits Grenzaufösungen im Sinne von Merkmalsäquivalenz propagiert, wird andererseits implizit vorgeführt, dass sich das repräsentierte Geschlechtermodell aus der Aufladung eines erotisierten Frauenbildes mit männlich konnotierten Merkmalen ergibt. So sind sämtliche im Menü verorteten Auswahlmöglichkeiten tendenziell phallogentrisch strukturiert, d. h., sie repräsentieren ein System hegemonialer Männlichkeit, welches keine weiblich codierten Markierungen von Macht und Stärke kennt. So bilden die Varianten Leopard, Löwe oder Tiger die initialen Vorschläge hinsichtlich dermalter Farbakzente, die im kampfbasierten Spielkontext als Kriegsbemalung fungieren: Tiere, die als Metaphern männlicher Stärke gelten und gleichzeitig zur Sexualisierung der Heldinnen beitragen können – nicht umsonst wurde hier in beiden Fällen die männliche Sprachvariante gewählt.³

Ein physisches Alleinstellungsmerkmal bildet damit lediglich die visuell stets präsente weibliche Oberweite, welche aufgrund ihrer dauernden Zurschaustellung Fetischcharakter innerhalb der Produktion besitzt, auch bereits in der Phase der Charaktererstellung. „Verwende deine Fertigkeiten wie Superman, um für Wahrheit und Gerechtigkeit zu kämpfen“, verheißt das Menü, sollten sich die Spielenden dort für Superman als ihren Mentor entscheiden. Hat man zu diesem Zeitpunkt einen männlichen Charakter erstellt, findet eine visuelle Angleichung zwischen der Heldenikone und dem Avatar statt. Dies geschieht auch im Falle einer weiblichen Figur, mit einem zentralen Unterschied: Während bei Superman und seinen Schülern das Kostüm den gesamten Körper bedeckt, ist das weibliche Pendant tief ausgeschnitten, was insbesondere deswegen verwundert, da Supermans weibliche Gegenentwürfe, wie das bekannte Supergirl, in den musterbildenden Comics keineswegs derart erotisiert dargestellt wurden. Da die Selbstermächtigung des Superhelden im Spiel nicht narrativ verhandelt wird, wird dies augenscheinlich über die visuelle Akzentuierung seiner körperlichen Kraft kompensiert. Diese scheint eine ausreichende Legitimation für sein eigenmächtiges Handeln zu beinhalten, während bei den Heldinnen der übersexualisierte Körper als Selbstermächtigungsäquivalent fungiert.

³ Ähnliches gilt zum Beispiel für die Frisuren, die für weibliche Avatare zur Wahl stehen und bei denen Kurzhaarschnitte deutlich dominieren. Tradierte männliche Rollenangebote und weiblich konnotierte Körperattribute scheinen sich im propagierten Modell von Welt weitestgehend auszuschließen.

Dieses Schema erstreckt sich über sämtliche strukturbildende Komponenten im zeitlichen Nacheinander des Spiels – bis hin zum statischen Ladebildschirm, welcher darüber hinaus ein stark eingeschränktes weibliches Rollenspektrum vorführt: „Weiblichkeit erscheint vielfach als zeitloses Bild, als Portrait, als Statue etc., als ahistorische Form, die ein recht begrenztes Repertoire an Stereotypen variiert (Hure, Heilige, Mutter, Engel etc.)“ (Schößler 2008: 64). In Beispielfall werden abwechselnd diejenigen Charaktere des DC-Comicuniversums präsentiert, welche auch eine Rolle in dem interaktiven Ableger spielen. Die Helden und Schurken sind dabei stets in charakteristischen Posen abgebildet, welche die Aufmerksamkeit jeweils auf *das* prägende Figurenmerkmal lenken: Das diabolische Grinsen des Jokers verweist im Verbund mit seinen nachdenklich gefalteten Händen auf die stets durchtrieben-genialen Pläne des verrückten Clowns; Scarecrow hält seine stärkste Waffe, ein halluzinogenes Gas, vor die Linse der virtuellen Kamera und Lex Luthor trägt das Cape seines Erzfeindes Superman in den Händen, welches zeichnerhaft auf den alle Taten des Schurken definierenden Figurenantagonismus hindeutet. Betrachtet man dagegen die Bilder der Heldinnen und Schurkinnen, wird primär deren Körperlichkeit in Szene gesetzt (vgl. Abb. 2):



Abb. 2: Ladebildschirm/Serverwahl (Screenshots aus *DC Universe Online*)

Die dargestellten Protagonistinnen scheinen abseits ihres Körpers über keinerlei herausragende Attribute zu verfügen. Anders als bei den männlichen Hauptfiguren verweist kein weiteres im Bild dargestelltes Objekt oder ein spezieller Gesichtsausdruck auf einen mentalen oder biografischen Hintergrund. Nun repräsentieren Power Girl (vgl. Abb. 2 links) und Catwoman (vgl. Abb. 2 rechts) allerdings oppositionelle Werte- und Normensysteme, welche hier deshalb in eine historisch tradierte Dichotomie von Frauenbildern überführt werden: in dasjenige einer unschuldigen, ‚reinen‘ Femme fragile und einer sexuell aggressiven, bedrohlichen Femme fatale. Im Lauf ihrer historischen Tradierung haben diese Bilder unterschiedliche Manifestationen durchlaufen (vgl. exemplarisch den Madonna/Hure-

Komplex in der Freud'schen Psychoanalyse; Freud 1912), bei denen je nach Kontext unterschiedliche Aspekte aktualisiert wurden. Auch im Beispielkontext der Ladebildschirme von *DC Universe Online* finden sich derlei Adaptionen. So wird die *Femme fragile* in der Literatur meist als schwächlich beschrieben (vgl. Catani 2005: 103), doch da sich derartige Assoziationen im Superheldenkontext verbieten, wird zusätzlich auf ein christlich-konnotiertes Gegensatzpaar – Engel vs. Dämon (vgl. die Tageszeitensemantik sowie die unterschiedlichen Bildhintergründe) – zurückgegriffen. Gleichzeitig werden diese oppositionellen Frauenbilder jedoch mit typübergreifenden Erotisierungsstrategien kombiniert: Power Girls Kleidung steht zwar farblich im Einklang mit dem durch den Bildhintergrund evozierten Bild des Engels, ist jedoch ähnlich erotisiert wie diejenige ihrer ‚dunklen‘ Opponentin – im männlich-begehrenden Blick werden binäre Frauenbilder letztlich homogenisiert.⁴ Der äquivalent erotisierte Frauenkörper fungiert damit sowohl als zeichenhaftes Äquivalent männlich codierter, physisch-psychischer Überlegenheit (Helden) als auch Gefahr (Schurken): „Stereotypisierungen zeichnen sich grundsätzlich durch ihre Instabilität aus, durch Ambivalenzen und Widersprüche. Wird der Andere verabscheut *und* begehrt, [...] so entstehen ambivalente instabile der“ (Schößler 2008: 128).

Geschlechtsidentität konstituiert sich hier folglich vorrangig über eine visuelle Zurschaustellung von Geschlechtlichkeit, womit das Videospield fortlaufend performative Akte im Sinne Judith Butlers (1991) produziert:

In diesem Sinne ist die Geschlechtsidentität weder ein Substantiv noch eine Sammlung freischwebender Attribute. Denn wie wir gesehen haben, wird der substantivische Effekt der Geschlechtsidentität durch die Regulierungsverfahren der Geschlechter-Kohärenz performativ hervorgebracht und erzwungen [...], d. h. sie selbst konstituiert die Identität, die sie angeblich ist. In diesem Sinne ist die Geschlechtsidentität ein Tun, wenn auch nicht das Tun eines Subjekts, von dem sich sagen ließe, daß es der Tat vorangeht. (Butler 1991: 49)

Dieser Effekt potenziert sich noch aufgrund der medien-spezifischen Tendenz, so genannte ‚Klon-Charaktere‘ zu verwenden. Um die Produktionskosten einer virtuellen Welt nicht ins Unermessliche steigen zu lassen, greifen Spieldesignerinnen und -designer häufig auf wiederverwendbare Charaktermodelle zurück, um bei-

⁴ Natürlich sind alternative/ironische Lesarten sowie subversive Aneignungsstrategien dieser Vorgaben denkbar, zum Beispiel im Sinne eines performativen Spiels mit geschlechtsspezifischen Rollenklischees im Rahmen diverser Fanpraktiken. Allerdings können diese nicht als dominant oder durch das Produkt intendiert gelten.

spielsweise nicht jede Person, welche den Spielenden auf den Straßen einer virtuellen Welt begegnet, mit einem individuellen Aussehen versehen zu müssen. Auch in *DC Universe Online* fungieren stereotypisierte Charaktermodelle als Passantinnen und Passanten, welche dem jeweiligen Kontext angeglichen werden. So tragen die Studentinnen der Universität von Metropolis eine erotisierte Schuluniform, wohingegen sich die weiblichen Besucher eines Clubs zwar über größere Kleidungsvielfalt auszeichnen, keine der unterschiedlichen Stilvarianten jedoch die Extremitäten der Figuren bedeckt. Damit wird der einzelne Charakter unvermeidlich entindividualisiert und als prototypischer Vertreter der jeweiligen Figurenklasse ausgegeben. Da darüber hinaus sämtliche Protagonistinnen mittels der angesprochenen Erotisierungsstrategien homogenisiert werden, ergibt sich in der Abstraktion ein einheitliches Figurenschema ‚Frau‘, welches medial tradiert wird.⁵

Gleichzeitig werden die beiden angesprochenen Frauenbildvarianten hinsichtlich einer semantischen Differenzierung der Spielwelt funktionalisiert. Entscheiden sich die Nutzenden zu Beginn des Spiels für die Seite der Schurkinnen und Schurken, werden ihnen Nachtclubs als Stützpunkte zugewiesen. Dabei zielt das Bild einer dunklen Schönheit, welche durch ihren offensiven Blick als sexuell aggressiv gekennzeichnet ist, die Außenfassade des Etablissemments und markiert zeichenhaft die Grenze zum semantischen Raum des Bösen.

Die ‚unschuldigen‘ Frauen auf der Seite der Heldinnen und Helden dagegen werden trotz ihrer Superkräfte bevorzugt als schutzbedürftige Opfer stilisiert. Eine Zwischensequenz aus einer Mission der Schurken-Kampagne zeigt das von grauenhaften Mutationen eingekesselte Power Girl, wobei Spannung hier über die Gegenüberstellung von fremdartigen Monstern und der ‚reinen‘ Heroine erzeugt wird. Diese Szenerie ist aufgrund der Blickführung in den Zwischensequenzen gleichzeitig dazu geeignet, sexuell konnotierte Machtfantasien bei den Nutzenden auszulösen. Die einleitende Filmszene beinhaltet mehrere Einstellungen aus der Blickperspektive der Monster; darüber hinaus nehmen die Spielenden in dieser Mission nicht etwa die Rolle einer Beschützerin bzw. eines Beschützers, sondern diejenige der Bezwingerin bzw. des Bezwingers der Heldin ein. Der Missionsbeschreibung zufolge ist der Sieg über die Figur dann mit einer Extraktion ihrer DNA für den

⁵ Im audiovisuellen Vergleichsmedium Film sind einheitliche Typisierungen zwar ebenfalls denkbar, jedoch nicht in dieser Homogenität, bzw. können hier evtl. auch abweichende Bedeutungsebenen diagnostiziert werden, beispielsweise im Zusammenhang mit der jeweiligen konkreten Rollenbesetzung und mit Figurenmerkmalen in Relation stehenden Starmages, welche alternative Lesarten des Dargestellten ermöglichen.

Auftraggeber Lex Luthor korreliert, nach der Power Girl erschöpft zusammensinkt – es fällt schwer, das dafür notwendige Eindringen in den weiblichen Körper ohne die Einwilligung des Opfers nicht als Vergewaltigungsfantasie oder in Anbetracht jener mit der Figur konnotierten Reinheit auch als Deflorationsimagination zu deuten. Verfolgt man diesen Gedanken weiter, ergeben sich im Zusammenspiel mit der Erotisierung des Opfers prekäre Assoziationen bezüglich einer angedeuteten Mitschuld der Betroffenen.

In Bezug auf den Zusammenhang zwischen Kino und Schaulust gelangt Mulvey (1994) zu einem ganz ähnlichen, vielzitierten Ergebnis, welches aufgrund des geringen Spezifizierungsgrads des Arguments weniger auf das Kino in seiner Breite, jedoch adäquat auf das Untersuchungsbeispiel anwendbar erscheint, insbesondere wenn man die Nähe des von der Autorin beschriebenen Prozesses zur interaktiven Charaktererstellung berücksichtigt:

In einer Welt, die von sexueller Ungleichheit bestimmt ist, wird die Lust am Schauen in aktiv/männlich und passiv/weiblich geteilt. Der bestimmende männliche Blick projiziert seine Phantasie auf die weibliche Gestalt, die dementsprechend geformt ist. In der Frauen zugeschriebenen exhibitionistischen Rolle werden sie gleichzeitig angesehen und zur Schau gestellt, ihre Erscheinung ist auf starke visuelle und erotische Ausstrahlung zugeschnitten, man könnte sagen, sie konnotieren ‚Angesehen-werden-Wollen‘. (Mulvey 1994: 55)

Im virtuellen Raum des Online-Rollenspiels, der für Spielende aus vielen verschiedenen Kulturen intuitiv verständlich sein soll, übernimmt die Reproduktion dichotomer Frauenbilder handlungsleitende und komplexitätsreduzierende Funktionen. Gleichzeitig wird die Geschlechterhierarchie perpetuiert, da Heldinnen mit männlich codierten Eigenschaften versehen sind und ironischerweise nur anatomisch unmögliche Körperqualitäten (zum Beispiel auch die hyperbolische Darstellung der Wespentaille) als einzigartige weibliche Merkmale fungieren.

3.2 *Injustice: Götter unter uns*

Innerhalb der Einzelspieler-Kampagne des Kampfspiels *Injustice: Götter unter uns* existieren zwei Parteien, die sich aus positiven Heldenfiguren sowie deren Gegenstücken aus einer negativ konnotierten Paralleldimension speisen, wobei sich sämtliche Frauen mit nur einer Ausnahme auf Seiten der Antagonistinnen und Antagonisten befinden (deshalb ist auch nur einer der zwölf spielbaren Charaktere weiblich). Die einzig positive Frauenfigur, Wonder Woman, wird wiederholt als Opfer positioniert und muss dementsprechend mehrmals von männlichen Figuren gerettet werden. Auch Wonder Woman besitzt ein Äquivalent auf Seiten der Opponentin-

nen und Opponenten, doch diese ist dem dortigen Superman hörig und versucht, ihn von den Vorzügen einer Beziehung zu überzeugen. Hier greifen also klassische Rollenschemata. Genauso werden die übrigen weiblichen Figuren stets in Abhängigkeit von einem Mann positioniert: Die Handlungen des Charakters Raven sind sämtlich dem Wohle ihres Vaters gewidmet, Catwomans Liebe zu Batman bleibt unerwidert, genauso wie die von Harley Quinn zum Joker, die übrigen Schurkinen besitzen keine Storyrelevanz.

Auch abseits der narrativen Filmsequenzen, selbst in den Dialogschnipseln, welche als Einleitung der interaktiven Kampfszenen dienen, nehmen die Kämpferinnen eine gesonderte Stellung ein, etwa wenn diese auf ihr Äußeres reduziert werden (Green Arrow nach seinem Sieg gegen die ‚böse‘ Wonder Woman: „Ach und noch etwas. Unsere Wonder Woman ist viel hübscher.“) oder mit Klischees weiblicher Unterlegenheit gespielt wird (Kampfeinleitung Deathstrokes zu Wonder Woman: „Biete mir eine echte Herausforderung. Überrasch mich.“). In Bezug auf Geschlechterrollen ist dem Beispiel somit eine Tendenz zu konservativen Inhalten zu unterstellen. Während es oberflächlich von unbegrenzten individuellen Potenzialen zu berichten weiß, begrenzt es Weiblichkeit auf klassische Rollenschemata. Da die Figuren in einem Kampfspiel per se und insbesondere im Superheldenkontext mit Attributen der Stärke und Omnipotenz versehen werden, nimmt ihnen die vorgekommene Einbettung in traditionelle Rollenmuster die sexuell-aggressive Komponente, die potenzielle Bedrohlichkeit der Charaktere wird damit reduziert (vgl. hierzu in einem anderen Beispielkontext Richard 2004: 14).

3.3 *Batman: Arkham City*

Obwohl Batman als Hauptfigur von *Batman: Arkham City* fungiert, verkörpern die Spielenden Catwoman in einer Reihe von Nebenmissionen, deshalb sind Parallelen und Unterschiede in Bezug auf die Ausgestaltung von männlichen und weiblichen Figuren hier besonders augenfällig.

In vier Missionen versucht Catwoman ihre Beute zurückzuerlangen, die ihr von Two-Face gestohlen wurde. Hier wird die Protagonistin (und mit ihr die Spielenden) mit einer bedeutsamen Entscheidung am Ende von Mission drei konfrontiert. Nachdem sie die Beute wieder in ihren Besitz gebracht hat, kann sie entweder die Stadt verlassen oder Batman, der zwischenzeitlich unter einem Felsblock gefangen wurde, zu Hilfe eilen. Doch in Wirklichkeit handelt es sich hierbei lediglich um eine Pseudo-Wahlmöglichkeit. Wenn sich Catwoman dafür entscheidet, Arkham City zu verlassen, startet daraufhin der Abspann des Spiels. Doch nach einer Weile

wird dieser von einem visuellen Rückspuleffekt unterbrochen und die Figur befindet sich abermals an dem Punkt der Entscheidung.

Diese Szene kann nun durchaus als eine Reflexion konventioneller Geschlechterstereotypen gelten. Kurz vor der Entscheidung wagt Catwoman sich selbst noch keine bedeutsame Rolle innerhalb der erzählten Geschichte zuzuschreiben. „Er ist Batman. Ist ja nicht so, dass er sterben würde“, gibt sie in einem Off-Monolog zu bedenken. Catwoman interpretiert ihre eigene Position als marginal, wie um das Bild der weniger hilfsbereiten und passiven Frau im Videospiel zu bestätigen. Aber dass die Credits im Falle von Catwomans Flucht ausgelöst werden, zeigt, dass Batman nicht ohne seine weibliche Begleiterin überleben kann bzw. dass die gute Seite nicht ohne weibliche Hilfe triumphieren wird. Andersherum ist die Protagonistin bei ihrem Sieg über Two-Face in Mission vier nicht auf Batmans Hilfe angewiesen. Darüber hinaus bleibt sie trotz Flirts mit Batman stets autonom und gibt sich nicht mit der Rolle als ‚Belohnung‘ für männliches Heldentum zufrieden – konsequenterweise wird auch keine Liebesgeschichte zwischen Batman und Catwoman im Spiel inszeniert.

Zusätzlich zu dieser narrativen Akzentuierung der Autonomie der weiblichen Hauptfigur wird die Äquivalenz zwischen Batman und Catwoman auch in den interaktiven Spielszenen deutlich. Catwoman ist kleiner und verfügt über weniger physische Kraft als ihr männliches Pendant, bewegt sich jedoch schneller und agiler als Batman. Während der Catwoman-Missionen sind die Spielenden daher gezwungen, das etablierte Steuerungsschema in Bezug auf ihren Avatar zu überdenken, werden aber mit einer ebenso großen Menge an Feinden konfrontiert wie in den übrigen Teilen des Werkes. Somit befindet sich Catwoman in diesem Spiel auf einer mittleren Position zwischen den Varianten der hypersexualisierten Kämpferin und der fragilen Individualistin, da mittels der erwähnten Entscheidungssituation ein innerer Konflikt des Charakters evoziert wird.

4 Fazit

Das im September 2013 erschienene *GTA V* hatte bereits drei Tage nach Veröffentlichung eine Milliarde Dollar eingespielt und ist damit das erfolgreichste Videospiel aller Zeiten.⁶ In einem Interview mit *The Guardian* bemerkt Dan Houser, der Vize-Präsident vom Entwickler Rockstar, auf die Frage, warum das Spiel zwar gleich drei männliche, aber keine weiblichen Hauptfiguren enthalte: „The concept

⁶ *Avatar*, der bisher erfolgreichste Hollywood-Film, benötigte dagegen ganze 17 Tage zur Überwindung der Milliardenhürde.

of being masculine was so key to this story” (Hill 2013). Im Einklang mit dieser Feststellung können die traditionellen Bilder und Erzählungen des Helden in der Regel als Produkte eines Systems der Zweigeschlechtlichkeit identifiziert werden, das Heldentum anhand von Merkmalen hegemonialer Männlichkeit (Heterosexualität, Gewalt als legitimes Mittel usw.) ausbuchstabiert. Da das Videospiel nur rezipiert werden kann, wenn alle Spielelemente in ihrer Funktionalität begriffen worden sind, umfasst es in überwiegendem Maße Plots/Figurenkonstellationen, welche sich an derartig traditionellen Heldenbildern orientieren, und referiert auf archetypische Elemente nicht-interaktiver Texte wie die erwähnten Frauenbilddualismen. Auch bleibt das Videospiel oft konservativ aufgrund seiner kommerziellen Tendenzen: Konsequenterweise erotisierte Bilder leicht bekleideter Frauen können auf der visuellen Ebene der Werke diagnostiziert werden.⁷ Damit scheint der männliche, jugendliche Benutzer immer noch die wichtigste Zielgruppe der Gaming-Branche darzustellen.

Doch das Videospiel besitzt gleichzeitig das Potenzial zur Reflexion traditioneller Geschlechterrollen/Körperdiskurse und ihrer Dekonstruktion, letzteres speziell im Rahmen der Charaktererstellung. Darüber hinaus wird den Spielenden während der interaktiven Sequenzen die absolute Parität sämtlicher steuerbarer Figuren intuitiv greifbar und verständlich vorgeführt. Überdies erweitert sich der Kreis der Video-

⁷ Dagegen scheint der weibliche Körper im Falle seiner Entsexualisierung teils seine Funktion im Werkzusammenhang eingebüßt zu haben. In diesem Fall kann er als sekundäres Zeichensystem refunktionalisiert werden. Weiblichkeit zeigt sich dann ironischerweise in Form einer passiven Projektionsfläche, mit Hilfe derer die männlich konnotierte Spielwelt semantisiert wird. Beispielsweise strandet die junge Lara Croft im jüngsten Ableger der *Tomb Raider*-Reihe auf einer einsamen Insel, auf der sie sich fortlaufend gegen die ausschließlich männlichen Mitglieder eines religiösen Kultes zur Wehr setzen muss. Das Spiel fungiert dabei als Reboot, d. h., die *Tomb Raider*-Serie soll generalüberholt und an den Zeitgeist angepasst werden. Konsequenterweise wurde deshalb auch die Protagonistin auf visueller Ebene modifiziert, denn die junge Lara verfügt über realistischere Körperproportionen als ihre virtuelle Vorgängerin. Allerdings besitzt das Spiel dafür eine andere Auffälligkeit: Die Produktion beinhaltet unzählige aufwändig animierte Sequenzen, welche im Falle des Spielendenversagens den Bildschirmtod der Protagonistin illustrieren. Diese Szenen sind selbst für die ansonsten nicht zimperliche Videospielindustrie recht einzigartig in ihrer Drastik. Am weiblichen Körper wird hier die Gefährlichkeit der männlich dominierten Umwelt demonstriert, was mit dem Umstand korreliert, dass phallisch konnotierte Todesarten (Lara wird aufgespießt von Ästen, Stahlrohren, Pfeilen, Säbeln usw.) besonders eindrucklich dargestellt sind (späte Abblende bei genauer Visualisierung des tödlichen Eindringens).

spiel-Nutzenden rasant, so dass Veränderungen in Bezug auf die Aushandlung von Männlichkeit und Weiblichkeit auch und gerade im Hinblick auf marktstrategische Überlegungen absehbar sind. Das Superheldenvideospiel könnte eine führende Rolle in diesem Prozess übernehmen, da Genre-Produktionen, die eine starke narrative Komponente in Bezug auf ihre Protagonistin aufweisen, um die potenzielle Gleichwertigkeit von Mann und Frau kreisen (siehe *Batman: Arkham City*). Die Identitätskrise der zentralen Figur, typisch für Superheldengeschichten (vgl. Hennig 2010), bietet das Potenzial für Abweichungen gegenüber den sexualisierten Kämpferinnen, aus denen sich immer noch die überwiegende Mehrheit der Videospielheldinnen speist. Dass die progressive *Batman: Arkham*-Serie zu den erfolgreichsten Franchises im Bereich der interaktiven Unterhaltung zählt, ist ein hoffnungsvolles Zeichen. Denn eigentlich sollte gerade das Spiel einen kreativen Umgang mit binären Geschlechterlogiken ermöglichen – der virtuelle Raum bietet Platz für vielfältige Alternativen.

Literaturverzeichnis

Primärmedien:

Rocksteady Studios (2011): *Batman: Arkham City*. USA.

Sony Online Entertainment (seit 2011): *DC Universe Online*. USA.

Sony Computer Entertainment (seit 2005): *God of War*. USA.

Rockstar North (2013): *GTA V*. USA.

Ninja Theory (2007): *Heavenly Sword*. UK.

NetherRealm Studios (2013): *Injustice: Götter unter uns*. USA.

Alawar Entertainment (2013): *Mountain Crime: Requital*. RU.

Alawar Entertainment (2011): *Stray Souls: Das Haus der Puppen*. RU.

Crystal Dynamics (2013): *Tomb Raider*. USA.

Wissenschaftliche Literatur:

Allhutter, Doris (2010): Der „Mainstream-Spieler“ als Kreativitätshindernis: Was

Geschlechterdiskurse mit der Qualität von Computerspielen zu tun haben. In: Grimm, Petra/ Capurro, Rafael (Hrsg.): *Computerspiele – Neue Herausforderungen für die Ethik?* Stuttgart, S. 93-108.

Butler, Judith (1991): *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt am Main.

Catani, Stephanie (2005): *Das fiktive Geschlecht: Weiblichkeit in anthropologischen Entwürfen und literarischen Texten zwischen 1885 und 1925*. Würzburg.

Freud, Sigmund (1912): Über die allgemeinste Erniedrigung des Liebeslebens, online verfügbar unter: <http://gutenberg.spiegel.de/buch/7123/19>, zuletzt abgerufen am 05.03.2014.

Fritz, Jürgen (2007): Dick, dumm und delinquent durchs Daddeln? – Wirkungsfragen. In: Kaminski, Winfred/Witting, Tanja (Hrsg.): *Digitale Spielräume. Basiswissen Computer- und Videospiele*. München, S. 47-56.

Grapenthin, Hella (2007): *Geschlechterdarstellung in Computer- und Videospiele. Die Frage nach der Gleichberechtigung*. Saarbrücken.

Hennig, Martin (2010): *Warum die Welt Superman nicht braucht - Die Konzeption des Superhelden und ihre Funktion für den Gesellschaftsentwurf in US-amerikanischen Filmproduktionen*. Stuttgart.

Hennig, Martin (2014): "I Am Catwoman, Hear Me Roar". Gender between Film and Videogame. In: Gilmore, James/Stork, Matthias (Hrsg.): *Superhero Synergies. Comic Book Characters Go Digital*. Lanham, Maryland.

Hill, Matt (2013): Grand Theft Auto V: meet Dan Houser, architect of a gaming phenomenon, online verfügbar unter: <http://www.theguardian.com/technology/2013/sep/07/grand-theft-auto-dan-houser>, zuletzt abgerufen am 05.03.2014.

Lünenborg, Margreth/Maier, Tanja (2013): *Gender Media Studies*. Konstanz, München.

Mulvey, Laura (1994): Visuelle Lust und narratives Kino. In: Weissberg, Liliane

(Hrsg.): *Weiblichkeit als Maskerade*. Frankfurt am Main, S. 48-65.

Pateman, Carole (1989): *The Disorder of Woman. Democracy, Feminism and Political Theory*. Stanford.

Richard, Birgit (2004): *Sheroos. Genderspiele im virtuellen Raum*. Bielefeld.

Schößler, Franziska (2008): *Einführung in die Gender Studies*. Berlin.

Söll, Änne/Weltzien, Friedrich (2003): Spider-Mans Heldenmaske. Kampf um Männlichkeit im Superhelden-Genre. In: Benthien, Claudia/Stephan, Inge (Hrsg.): *Männlichkeit als Maskerade. Kulturelle Inszenierungen vom Mittelalter bis zur Gegenwart*. Köln, S. 296-315.

Präkelt, Katalina (2012): Sexismus in der Gamer-Szene. Wenn die starken Frauen kommen, online verfügbar unter: <http://www.taz.de/!97385/>, zuletzt abgerufen am 05.03.2014.

Zaremba, Jutta (2010): Heldinnen in Computerspielen. In: Grimm, Petra/Capurro, Rafael (Hrsg.): *Computerspiele – Neue Herausforderungen für die Ethik?* Stuttgart, S. 85-91.

Der wissenschaftliche Diskurs zur „Lebenssituation muslimischer Frauen in Deutschland“ am Beispiel der Themen „Zwangsverheiratung“ und „Ehrenmorde“

Alev Inan

1 Öffentliche und mediale Debatte zur Integration

In den letzten Jahren ist die Aufmerksamkeit bezüglich Themen rund um die Integration von muslimischen Mitbürgerinnen und Mitbürgern in Deutschland gestiegen. Aus der Fülle integrationspezifischer Themen sollen zwei Ereignisse, die im Jahre 2005 für eine starke öffentliche und mediale Auseinandersetzung sorgten, in Erinnerung gerufen werden.

Zum einen ist hier die Publikation *Die fremde Braut* von Necla Kelek (2005) zu nennen. Das Buch der türkischstämmigen Soziologin behandelt das Phänomen der Zwangsverheiratung bei der türkischstämmigen Bevölkerung in Deutschland. Vor allem kritisiert sie die Situation der „Importbräute“ – junge Frauen, die durch arrangierte Ehen aus der Türkei nach Deutschland gebracht werden. Meist ohne Sprachkenntnisse und soziale Kontakte sind viele dieser Frauen in der eigenen Wohnung gefangen, um dem Ehemann und z. T. auch der Familie des Ehemannes zu dienen. Ursachen für das Phänomen sieht die Autorin in der türkischen Tradition und im Islam selbst. Für ihre Ausführungen ist die Autorin sowohl hoch gelobt als auch stark kritisiert worden. Ebenfalls ein Ereignis, das im Jahr 2005 für Aufsehen in Deutschland sorgte, war der Ehrenmord an Hatun Sürücü. Die kurdischstämmige Deutsche wurde auf offener Straße von ihrem Bruder erschossen, da ihr selbstständiger Lebensstil ihrer Familie missfiel. In der Folge waren integrationspezifische Themen in den Medien stark vertreten. Seither wird die Integration von Migrantinnen und Migranten zunehmend als misslungen deklariert.

Die öffentliche und mediale Debatte schwankt seither zwischen Hysterie und Verharmlosung. Auf der einen Seite wird der Anschein erweckt, als ob *alle* muslimischen Frauen von Zwangsverheiratung und Ehrenmord betroffen wären. Und auf der anderen Seite werden offensichtliche Missstände beschönigt und Zusammenhänge, die mit der Religion des Islams zu tun haben könnten, erst gar nicht in Betracht gezogen. Eine Erhellung und objektivere Aufarbeitung erhoffte man sich von breit angelegten empirischen Studien zu den Themen „Zwangsverheiratung“ und „Ehrenmorde“. Wissenschaftlich fundiert und methodisch nachvollziehbar könnten diese eine zuverlässigere Grundlage für Diskussionen bieten. Das erhobene Datenmaterial und die konkreten Zahlen können als Argumente angeführt wer-

den: Gegen Verallgemeinerungen, die eine Hysterie in der Integrationsdebatte befeuern, und gegen Verharmlosungen, die ganze Realitätsausschnitte verleugnen. Die zentrale Frage hier ist jedoch, ob die erhofften Effekte von wissenschaftlichen Studien auch tatsächlich erfüllt werden. Zur Beantwortung dieser Frage werden beispielhaft eine Studie zum Thema „Zwangsverheiratung“ und eine zum Thema „Ehrenmorde“ in Deutschland herangezogen. Die Vorgehensweise ist ein inhaltsanalytisch-interpretativer Vergleich in Bezug auf die Kategorien „Islam“ und „Kultur“ bzw. auf die Frage, *wie* diese Aspekte in die Ergebnisdiskussion der jeweiligen Studie einbezogen werden.

2 Zwangsverheiratung in Deutschland

2.1 Die Fakten

Im Folgenden soll die wissenschaftliche Untersuchung *Zwangsverheiratung in Deutschland: Anzahl und Analyse von Beratungsfällen* im Auftrag des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) vorgestellt werden (vgl. Mirbach et al. 2011). Studien zum Heiratsverhalten von Migrantinnen und Migranten gibt es durchaus schon vorher. Hier sind z. B. die Arbeiten von Ahmet Toprak (2002) und Gaby Straßburger (2003) zu nennen. Diese früheren Untersuchungen zeichnen sich jedoch durch die geringe Anzahl an Fällen, wie es für qualitative empirische Forschung üblich und legitim ist, aus. Im Unterschied dazu handelt es sich in der hier behandelten Studie aus dem Jahr 2011 um eine empirische Erhebung in Beratungseinrichtungen, wobei insgesamt 830 Einrichtungen dafür herangezogen und 3443 Beratungsfälle/Personen befragt werden konnten. Die gewonnenen Ergebnisse beziehen sich auf die folgende Definition:

Zwangsverheiratungen liegen dann vor, wenn mindestens einer der Eheleute durch die Ausübung von Gewalt oder durch die Drohung mit einem empfindlichen Übel zum Eingehen einer formellen oder informellen (also durch eine religiöse oder soziale Zeremonie geschlossenen) Ehe gezwungen wird und mit seiner Weigerung kein Gehör findet oder es nicht wagt, sich zu widersetzen. (Mirbach et al. 2011: 18)

Aus der Fülle an Ergebnissen sollen nur einige herausgegriffen werden. Der obigen Definition folgend liegt hier das Augenmerk auf der Durchsetzung der Heirat durch Gewalt, also dem Aspekt, der wohl der wesentliche Unterschied zur arrangierten Ehe sein dürfte – wobei auch hier die Grenzen als fließend gesehen werden. Vorweg ist zu sagen, dass auch Männer von Zwangsverheiratung betroffen sein können. Wie jedoch die Untersuchung zeigt, sind von den 3443 betroffenen Personen lediglich 7 Prozent Männer. Zwangsverheiratung betrifft, wie aus dieser Unter-

suchung ersichtlich wird, hauptsächlich Frauen. Zu den Mitteln, wie Zwangsverheiratung gegen den Willen der Betroffenen durchgesetzt wird, zählt am häufigsten mit mehr als 70 Prozent die psychische Gewalt, gefolgt von 50 Prozent physischer Gewalt. 27 Prozent der Zwangsverheirateten wurde mit Mord- und Waffengewalt gedroht und 11 Prozent mit sexueller Gewalt (vgl. Mirbach et al. 2011: 37).

Nun zur Fragestellung: Inwiefern gibt die Studie Auskunft über Aspekte wie „Islam“ und „Kultur“ im Zusammenhang mit dem Phänomen der Zwangsverheiratung? Hier muss einschränkend gesagt werden, dass die Religionszugehörigkeit mit Hilfe einer offenen Frage ermittelt wurde. Zur Religionszugehörigkeit der Eltern machten zudem lediglich 60 Prozent eine Angabe. Davon jedoch entfielen 83 Prozent der Antworten auf den Islam, 9,5 Prozent auf das Judentum, 3 Prozent auf das Christentum, 1 Prozent auf den Hinduismus und 2,5 Prozent auf „keine Religionszugehörigkeit“ (vgl. Mirbach et al. 2011: 34 f.). Soweit zur reinen Ergebnisdarstellung. Doch wie werden die abgefragten Kriterien und daraus resultierenden Ergebnisse gesehen und interpretiert?

2.2 Der wissenschaftliche Diskurs

In einem weiteren Schritt soll nun die Art und Weise, wie die Variable „Religionszugehörigkeit“ gewertet wird, behandelt werden. Die Autorinnen und Autoren der Studie geben an, dass es im Vorfeld eine Kontroverse darüber gab, ob das Merkmal „Religion“ überhaupt erhoben werden soll, denn man schätzte diese als „leere Variable“ (Mirbach et al. 2011: 34) ein mit zu wenig Informationsgehalt z. B. bezüglich der tatsächlichen Religiosität. Auch im Ergebnis- und Interpretationsteil werden die Resultate relativiert. Die Angaben der Zwangsverheirateten oder von Zwangsverheiratung Bedrohten werden als „unglaublich“ gewertet:

Darüber hinaus sollte berücksichtigt werden, dass die Äußerungen der – meist jungen von Zwangsverheiratungen bedrohten und betroffenen – Personen über ihre Eltern nicht unabhängig von der besonderen Konfliktlage zu sehen sind, in der sie sich befinden. Eine solche Konfliktlage könnte zu einem starken Distanzierungsbedürfnis führen und auf diese Weise die geäußerten Einschätzungen beeinflussen. (Mirbach et al. 2011: 36)

Die Einschätzung, dass ein „Distanzierungsbedürfnis“ der Betroffenen die Angaben zur Religionszugehörigkeit der Eltern in einer so vehementen Weise verfälschen könnte, erscheint sehr unwahrscheinlich. Es gibt sicherlich Fragen, bei denen Emotionalität und ein „Distanzierungsbedürfnis“ der Betroffenen bei der Beantwortung eine Rolle spielen könnten. Vorstellbar wären hier z. B. intervallskalierte Variablen, wenn es etwa um die Frage ginge, „Wie oft wurden Sie bedroht?“.

Möglich wäre hier, dass die gemachten Angaben aufgrund eines „Distanzierungsbedürfnis“ erhöht ausfielen. Aber bei der Religionszugehörigkeit der Eltern, die zudem als offene Frage formuliert wurde, absichtlich falsche Angaben zu machen, erscheint nicht sehr wahrscheinlich.

An früherer Stelle ist folgendes Argument zu lesen:

Grundsätzlich muss davon ausgegangen werden, dass das Wissen über Merkmale wie Herkunft, Religionszugehörigkeit, Religiosität u. a. – und folglich das Zuordnungsverhalten – auch davon beeinflusst ist, wie in der öffentlichen Debatte auf bestimmte Communitys geblickt wird. So weisen Chantler, Gangola und Hester in ihrer Untersuchung darauf hin, dass in Großbritannien vor allem indische, bengalische und pakistanische Communitys im Fokus stehen. Dementsprechend höher – auch seitens der befragten Organisationen – war deren Berücksichtigung, obschon Zwangsverheiratungen in einer Reihe weiterer Ethnien, Religionen und Communitys zu finden seien. Dieser Effekt dürfte auch bei der vorliegenden Untersuchung eine Rolle gespielt haben. (Mirbach et al. 2011: 35 f.)

Die Ergebnisdiskussion ist eingebettet in einen Diskurs, der betont, dass die erhobenen Befunde erst gar nicht der Wahrheit entsprechen könnten und/oder von Voreingenommenheit gegenüber bestimmten Ethnien und Religionen geprägt sein könnten. Es sei an dieser Stelle noch einmal das Ergebnis zur Religionszugehörigkeit der Eltern angeführt: 60 Prozent der Zwangsverheirateten machten Angaben zur Religionszugehörigkeit, davon war in 83 Prozent der Fälle die Antwort „Islam“. Aufgrund der obigen Argumentationen und grundsätzlicher methodischer Unzulänglichkeiten, die dem Anspruch einer Repräsentativität entgegenstehen, wird immer wieder angeführt, dass die Studie keinen Zusammenhang zwischen Zwangsverheiratung und Religionszugehörigkeit zulasse – nachvollziehbar auf einer methodisch-statistischen Ebene. Widersinnig ist jedoch, warum das Gegenteil – nämlich der *Nicht*-Zusammenhang zwischen Zwangsverheiratung und Religionszugehörigkeit – mehrfach auf der argumentativ-inhaltlichen Ebene hervorgehoben und verfestigt wird (vgl. Mirbach et al. 2011: 34-36).

3 Ehrenmorde in Deutschland

3.1 Die Fakten

Im weiteren Verlauf soll die wissenschaftliche Studie *Ehrenmorde in Deutschland: 1996 – 2005. Eine Untersuchung auf der Basis von Prozessakten* des Freiburger Max-Planck-Instituts für ausländisches und internationales Strafrecht im Auftrag des Bundeskriminalamts vorgestellt werden (vgl. Oberwittler/Kasselt 2011). In dieser Publikation aus dem Jahr 2011 wurden 78 Ehrenmordfälle systematisch

erfasst und untersucht. Die erhobenen Ergebnisse beziehen sich auf die folgende Definition:

Ehrenmorde sind vorsätzlich begangene versuchte oder vollendete Tötungsdelikte, die im Kontext patriarchalisch geprägter Familienverbände oder Gesellschaften vorrangig von Männern an Frauen verübt werden, um die aus Tätersicht verletzte Ehre der Familie oder des Mannes wiederherzustellen. Die Verletzung der Ehre erfolgt durch einen wahrgenommenen Verstoß einer Frau gegen auf die weibliche Sexualität bezogene Verhaltensnormen. (Oberwittler/Kasselt 2011: 23)

Auch hier werden aus der großen Menge an Erkenntnissen lediglich einige wesentliche Ergebnisse aufgeführt, die die typischen Charakteristika des Phänomens veranschaulichen sollen. Zunächst zu den Hauptmerkmalen, die laut Studie die Opferseite beschreiben. Die Auswertung der Geschlechts- und Altersverteilung ergab, dass hauptsächlich Frauen mit 57 Prozent Opfer von Ehrenmorden sind. Hinzuweisen ist hier, dass der Anteil von Männern mit fast 43 Prozent ebenfalls sehr hoch ist, denn häufig werden involvierte Männer wie z. B. ein neuer Partner der Frau ebenfalls getötet. Bezüglich des Altersschwerpunkts ist zu konstatieren, dass 55 Prozent der Opfer zwischen 18 und 29 Jahre alt waren (vgl. Oberwittler/Kasselt 2011: 77 ff.). Wie in der obigen Definition bereits deutlich wurde, kommt bei Ehrenmorden der weiblichen Sexualität eine besondere Rolle zu. Die Studie hat ergeben, dass zu 80 Prozent der Tatanlass eine unerwünschte Liebesbeziehung der Frau war (vgl. Oberwittler/Kasselt 2011: 168). Außerdem wird ein Zusammenhang mit der Praktik der arrangierten Ehe gesehen: „Häufig stehen die Ehrenmorde im Kontext des Phänomens ‚arrangierter Ehe‘, d. h. entweder verstoßen junge Frauen gegen die Norm, dass ihr Partner von der Familie ausgesucht werden soll, oder verheiratete Frauen wollen sich aus einer für sie unerträglichen Beziehung befreien, die das Ergebnis einer arrangierten Ehe ist“ (Oberwittler/Kasselt 2011: 168).

Nun zu den Befunden auf der Täterseite. Die Geschlechts- und Altersverteilung ist wie folgt. In fast 93 Prozent der Fälle handelte es sich um männliche Täter. Der Altersschwerpunkt befand sich bei den Tätern zwischen 40 und 49 Jahren (vgl. Oberwittler/Kasselt 2011: 77 ff.). Insgesamt waren von den Tätern 90 Prozent Migranten der ersten Generation. Die Auswertung der Geburtsländer hat folgendes ergeben: 63 Prozent Türkei, 14 Prozent arabische Länder, 8 Prozent Länder des ehemaligen Jugoslawiens und Albanien und 6 Prozent Pakistan und Afghanistan (vgl. Oberwittler/Kasselt 2011: 85 f.). Die Bevölkerung in den meisten der genannten Herkunftsländer ist mehrheitlich muslimisch.¹ Desweiteren werden die Täter

¹ Die Religionszugehörigkeit wird in der Migrationsforschung z. T. auch indirekt über die

als schlecht integriert und bildungsfern charakterisiert (vgl. Oberwittler/Kasselt 2011: 169).

3.2 Der wissenschaftliche Diskurs

Ähnlich wie zuvor soll die Art und Weise der Ergebnisdiskussion behandelt werden, die – so viel kann schon einmal vorweggenommen werden – anders als bei der vorherigen Studie ausfällt. Die Autorin und der Autor stellen der Untersuchung eine Reflexion der öffentlichen und wissenschaftlichen Diskussion voran. Dabei beschreiben sie die Hauptakteurinnen und -akteure der unterschiedlichen Strömungen in der Debatte: die konservativen Islamkritikerinnen und -kritiker, die feministischen Frauenrechtlerinnen und die akademischen Migrations- und Islamwissenschaftlerinnen und -wissenschaftler. Besonders wird hier der Kontrast zwischen feministischen Frauenrechtlerinnen wie Necla Kelek (2005) und Seyran Ateş (2009) und akademischen Migrations- und Islamwissenschaftlerinnen und -wissenschaftlern hervorgehoben. Während die einen hart ins Gericht mit ihrer eigenen Community gehen und somit eine Veränderung von Missständen, die aufgrund religiös geprägter, traditioneller Geschlechtsrollen entstehen, bewirken wollen, stellen sich Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler oft verteidigend vor die Migrantinnen und Migranten, da sie die Kritik und den Diskurs um Ehrenmorde für überzeichnet und vorurteilsbesetzt halten. Die Befürchtung ist, dass Kritikpunkte bezüglich des Islams in populistischer Weise genutzt werden könnten (vgl. Oberwittler/Kasselt 2011: 4).

Nach der vorangegangenen Analyse der öffentlichen und wissenschaftlichen Debatte wird das eigene wissenschaftliche Selbstverständnis dargelegt:

Aus der Perspektive sozialwissenschaftlicher Forschung stellt sich diese Kontroverse ohnehin anders dar. Auch wenn Wissenschaft stets in einem gesellschaftlichen Rahmen stattfindet, der die Konjunktur bestimmter Forschungsthemen mit beeinflusst, so kann sie bei der Untersuchung sozialer Probleme keine Rücksichtnahme auf Political Correctness oder gar Frageverbote akzeptieren. [...] Es kann auch nicht die Aufgabe der Wissenschaft sein, unangenehme Nachrichten zu vermeiden oder sich schützend vor Gruppen wie die muslimische Minderheit zu stellen. (Oberwittler/Kasselt 2011: 5)

Die Ergebnisdarstellung vollzieht sich daraufhin mit dieser wissenschaftlichen Positionierung in Bezug auf gesellschaftlich brisante Themengebiete. Besonders

Herkunftsländer ermittelt, wenn bekannt ist, dass die Bevölkerung eines Landes überwiegend einer bestimmten Religion angehört.

interessant ist der Befund, dass es im Untersuchungszeitraum von 1996 bis 2005 zu keiner Erhöhung oder Verringerung von Ehrenmordfällen gekommen ist – entgegen jeglichen Erwartungen, die man aus der gestiegenen Medienpräsenz des Themas haben könnte. Das Ergebnis zur Häufigkeit von Ehrenmorden besitzt somit keinen Sensationswert für Schlagzeilen. Jedoch wird in der Untersuchung folgende Erklärungsperspektive eingenommen: „Ehrenmorde in Deutschland ereignen sich in Migrantenfamilien, die diese zählebigen patriarchalen und kollektivistischen Verhaltensnormen nach Deutschland mitgebracht haben. Ohne den spezifischen kulturellen Hintergrund sind diese Tötungsdelikte schlichtweg nicht erklärbar“ (Oberwittler/Kasselt 2011: 166). Auch bezüglich Präventionsmaßnahmen machen Oberwittler und Kasselt (2011) diesen Vorschlag: „Alle Bestrebungen, Benachteiligungen von Mädchen und jungen Frauen und die Unterdrückung ihrer Selbstbestimmung vor allem im Hinblick auf deren Partnerwahl abzubauen, sind geeignet, das Risiko von Ehrenmorden in Deutschland zu verringern“ (Oberwittler/Kasselt 2011: 169). Der wissenschaftliche Diskurs ist bei der Studie zu Ehrenmorden in Deutschland gekennzeichnet von Verweisen auf kulturelle Zusammenhänge und Praktiken.

4 Rolle der Wissenschaft

Wie durch die bisherigen Ausführungen deutlich geworden ist, ist Wissenschaft mittlerweile ein Austragungsort integrationsspezifischer Themen geworden. Gemäß dem Wertfreiheitspostulat dürften Wertungen, Vorlieben und Präferenzen in der Forschung eigentlich keine Bedeutung zukommen. Übertragen auf die Thematik der Lebenssituation muslimischer Frauen bedeutet das, dass es keine durch unterschiedliche Werthaltungen gefärbten Untersuchungen geben dürfte. Dies ist jedoch nicht der Fall, denn auch wenn getreu den Prinzipien der Wissenschaftlichkeit korrekte Ergebnisse erzielt werden, kommt es immer noch auf den übergeordneten wissenschaftlichen Diskurs an, wie die neu gewonnenen Erkenntnisse eingeordnet werden.

Die Ergebnisdiskussion hat somit weitreichende Konsequenzen, denn es tritt im Zusammenhang mit integrationsspezifischen Themen wie der „Zwangsverheiratung“ und den „Ehrenmorden“ die Frage nach den Interventions- und Präventionsmaßnahmen auf. Wenn ein Zusammenhang zwischen den besprochenen Phänomenen und religiösen bzw. kulturellen Faktoren besteht und dieser wird *nicht* erkannt und benannt, dann verhindert dies effektive Handlungsmöglichkeiten. Die Folge ist, dass Frauen in muslimischen Migrantenmilieus weiterhin Opfer von Zwangsverheiratung und Ehrenmorden werden. Die gesellschaftspolitische Dimension und

Verantwortung besteht hierin, Methoden der Interventions- und Präventionsmaßnahmen auf die jeweiligen Adressatinnen und Adressaten richtig abzustimmen. Möglich ist das nur, wenn der Wahrheitsanspruch der Wissenschaft nicht der sozialen Erwünschtheit der Ergebnisse weicht.

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass die Analyse der beiden Studien Aufschluss darüber gegeben hat, wie gesellschaftlich brisante Themenkomplexe behandelt werden. Im Falle der Studie zur „Zwangsverheiratung“ in Deutschland wird vehement ein Zusammenhang mit der Religion des Islams abgelehnt, indem die Rahmung und Verortung so gewählt ist, dass die gewonnenen Ergebnisse lediglich als eine Verfälschung aufgrund Ressentiments gegenüber dem Islam gesehen werden. Die Verfasserin und der Verfasser der Studie zu „Ehrenmorden“ hingegen thematisieren explizit, dass sie sich der sozialen Erwünschtheit eines bestimmten Ergebnisses bewusst sind und sich dagegen verwehren. Ihr Ergebnis ist, dass zwar keine zahlenmäßige Erhöhung im Untersuchungszeitraum festzustellen ist, aber die Ursache für „Ehrenmorde“ der kulturelle Hintergrund der Migrantinnen und Migranten ist.

Literaturverzeichnis

Ateş, Seyran (2009): *Der Multikulti-Irrtum: Wie wir in Deutschland besser zusammenleben können*. 3. Aufl. Berlin.

Kelek, Necla (2005): *Die fremde Braut: Ein Bericht aus dem Inneren des türkischen Lebens in Deutschland*. 4. Aufl. Köln.

Mirbach, Thomas / Schaak, Torsten / Triebel, Katrin (2011): *Zwangsverheiratung in Deutschland: Anzahl und Analyse von Beratungsfällen. Kurzfassung*. Berlin.

Oberwittler, Dietrich / Kasselt, Julia (2011): *Ehrenmorde in Deutschland: 1996 - 2005. Eine Untersuchung auf der Basis von Prozessakten*. Köln.

Straßburger, Gaby (2003): *Heiratsverhalten und Partnerwahl im Einwanderungskontext: Eheschließungen der zweiten Migrantengeneration türkischer Herkunft*. Würzburg.

Toprak, Ahmet (2002): *„Auf Gottes Befehl und mit dem Worte des Propheten...“ Auswirkungen des Erziehungsstils auf die Partnerwahl und die Eheschließung türkischer Migranten der zweiten Generation in Deutschland*. Herbolzheim.

Partnerfindung in individualisierten Gesellschaften

Steffi Krause

1 Liebe als kultur- und zeitspezifisches Element der Gesellschaft

Die Paarbeziehung ist mehr als jemals zuvor das Nonplusultra in unserer Gesellschaft. Sie ist das, ‚was im Leben wirklich zählt‘, die Grundlage der Klein- und Patchworkfamilie, der unbestrittene Weg zum Glück. (Dillig 2012: 11)

Wie Dillig (2012) in der Einleitung ihrer Untersuchung zeigt, nehmen Liebe und die Findung von Paarbeziehungen² für westliche Gesellschaften eine essentielle Rolle ein, da ihnen eine unmittelbare biografische Sinnstiftungsfunktion zukommt. Diese spezifische Funktion der Liebe für unsere Gemeinschaft und Kultur ist jedoch einem historischen Wandel unterzogen. Anders gesagt: Zwischen der Liebe von Heloise und Abelard und erdbeerchampagner⁸⁹ und beachboy²⁸ liegen nicht nur Jahrhunderte, sondern auch mentalitätsformende Paradigmenwechsel in der Liebe. So betont Ortega y Gasset (1926):

An der Liebe sind Phantasie, Begeisterung, Sinnlichkeit, Rührung und viele andere Elemente der seelischen Chemie beteiligt. Von der Dosierung eines jeden Elements und von der Rolle, die es in der Gesamtmischung spielt, hängt es ab, in welcher Gestalt sich das Liebesgefühl präsentieren wird. [...] Für die Definition eines Zeitalters ist es von entscheidender Wichtigkeit, ob es dem Leib oder der Seele den Vorzug gegeben hat. (zitiert nach Köhler 2005: 27)

Daraus lässt sich ableiten, dass Liebe und Liebesformen nicht nur die Gesellschaft beeinflussen, sondern spezifische Gegebenheiten einer Gesellschaft auch das Konzept von Liebe³ mitkonstituieren. Für die folgende Analyse sollen nur zwei Konzepte bzw. Semantiken der Liebe differenziert und gegenübergestellt werden: Niklas Luhmann (1994) leitet sein Konzept der ‚romantischen Liebe‘ aus literarischen Werken ab und bezeichnet damit eine insbesondere emotional-affektiv gesteuerte Semantik der Liebe, welche ihren Ursprung im 18. Jahrhundert hat, in einzelnen Aspekten jedoch bis weit ins 20. Jahrhundert aktuell bleibt. Dem gegenüber steht Anthony Giddens‘ (1993) Konzept von ‚Partnerschaft‘ (aus der Überset-

2 Im Folgenden wird davon ausgegangen, dass Liebe die Voraussetzung für eine Paarbeziehung und ‚weithin der einzig legitime Heiratsgrund‘ (Burkart 1998: 27) ist.

3 Zu einer Genealogie verschiedener Konzeptionen von Liebe vgl. etwa Luhmann 1994 oder Burkart 1998: 16-26.

zung von *confluent love*), bei dem gesamtgesellschaftliche Gleichheitsbestrebungen sich auch auf Beziehungen übertragen und somit die Konstitution derselben transformiert wird. Burkart (1998) stellt fest, dass „die [romantische, S.K.] Liebe zwar unumgänglich sei, damit eine Paarbeziehung überhaupt zustande kommt, später aber keine Rolle mehr spiele, da sie für die Regulierung des Alltags in Paarbeziehungen überhaupt nicht geeignet sei“ (21). Diese Problematik leitet der Autor aus den spezifischen Topoi ab, welche mit den jeweiligen Konzepten verknüpft werden. So baue eine Partnerschaft etwa auf Gleichheitsideale, während die romantische Liebe problemlos Ungleichheiten akzeptiere, oder die romantische Liebe werde als nie endend gedacht, wohingegen eine Partnerschaft durchaus beendet werden könne⁴ (vgl. Burkart 1998: 10). Wird im Folgenden von Liebe und Paarbeziehung gesprochen, bezieht sich dies demnach eher auf Luhmanns Konzept, welches in seiner trivialisierten und romantisierten Gegenwartsversion als Grundlage eines ‚gängigen‘ Liebesideals anzusehen ist. Insbesondere jedoch die feministische Kritik dieser Liebeskonzeption hat dazu geführt, dass das Liebesideal mit Aspekten des Partnerschaftsgedankens angereichert wurde. Dementsprechend schließt auch Burkart (1998) mit der Feststellung, dass „Paarbeziehungen [...] heute wohl beides [brauchen]: Liebe und Partnerschaft“ (43).

Sofern Liebe ein semantisches Konstrukt ist, welches immer vor dem Hintergrund seiner Kulturalität und Epochenspezifität gesehen werden muss, kann auch die Partnersuche nicht frei von diesen Bedingungen gesehen werden. Im Folgenden sollen deshalb überblicksartig eben jene gesellschaftlichen Rahmenbedingungen erläutert werden. Anschließend wird am Beispiel des Online-Datings⁵ aufgezeigt, inwiefern auftretende Probleme bei der Partnersuche durch dieses Verfahren überwunden werden können. Online-Dating bedient sich in diesem Kontext bestimmter Strategien, um sozio-kulturell verankerte Hemmschwellen der Partnersuche (z.B. der erste Kontakt mit einem potentiellen Partner oder einer Partnerin) bewusst zu ma-

4 Zur ausführlichen Beschäftigung mit beiden Konzepten vgl. Burkart 1998: 29-49 und Leupold 1983.

5 Online-Dating wird mit Dombrowski (2011) verstanden als „das Treffen und Kennenlernen von potentiellen Partnern über extra zu diesem Zweck ausgeschriebene Börsen im Internet. Vorrangiges Thema dieser Börsen sind Liebes- und Beziehungsvorstellungen. Das Online-Dating ist eine internetbasierte Aktivität, die sich aber auf Face-to-face-Kontakte wie Treffen (Dates, Rendezvous) oder Kommunikationswege ohne Einbezug des Netzes (zum Beispiel Telefonate) als Folge der Internetbekanntschaft ausweitet. Ziel des Online-Datings ist, einen Partner für eine außerhalb des Internets stattfindende Beziehung zu finden“ (71).

chen und zu überwinden. Abschließend soll gefragt werden, welchen Einfluss Online-Dating auf ein generelles Liebesideal haben kann.

2 Gesellschaftliche Rahmenbedingungen für die Partnersuche

Unabhängig vom historischen Zeitpunkt gibt es innerhalb einer Gesellschaft zahlreiche institutionelle, politische, soziale und kulturelle Faktoren, welche die Partnersuche beeinflussen. Die vorliegende Analyse bezieht sich dabei ohne Anspruch auf Vollständigkeit auf zentrale Bedingungen der modernen (westlichen) Gesellschaft.

Sozio-kultureller Wandel führt zum Wegfall oder zumindest zu einer Marginalisierung der Partnersucheritiale, der dafür vorgesehenen Regeln und Orte. Da Sachzwänge und familiäre Abmachungen keinen unmittelbaren Einfluss mehr auf die Partnersuche nehmen, muss die Partnerin oder der Partner selbst gefunden werden. Ähnlich argumentiert auch Meißner (2005), der aus der Auslagerung der Partnersuche in die Öffentlichkeit eine neu entstehende Freiheit der Suchenden ableitet (vgl. Meißner 2005: 204). Diese kann aber auch problematisch werden, sofern sie als Wahlzwang (vgl. Beck/Beck-Gernsheim 1990: 51-56) wahrgenommen wird und keine Verhaltenskodizes mehr vorgegeben sind. Dabei kommt es unter anderem dazu, dass keine Vorgaben hinsichtlich des Kennenlernens und der Verhaltensweisen der Geschlechter bei der Partnersuche und der Kontaktaufnahme mehr präsent sind. Es entstehen also Unsicherheiten und kommunikative Hemmschwellen. Unpersönliche Beziehungen müssen kommunikativ in persönliche⁶ überführt werden, ohne dass man weiß, ob das Gegenüber überhaupt an einer solchen Kommunikation interessiert ist. Hinzu kommt, dass der Übergang von der Fremdbestimmung zur Individualwahl im Kontext einer sich immer weiter individualisierenden Gesellschaft einen wesentlichen Beitrag zur Komplexität der Partnersuche leistet (vgl. Illouz 2011: 39-41.).

Aus diesen im Wesentlichen soziologischen Rahmenbedingungen der Partnersuche können anthropologische Probleme abgeleitet werden. Im Zuge der Reifung entwickelt ein Individuum eine konsistente Lebens- und Werterealität, welche hinsichtlich ihrer Praktikabilität geprüft wurde und Teil seiner Handlungen und Verhaltensweisen geworden ist (vgl. Oerter/Montada 1987: 276).⁷ Diese eigens konstruierte Lebens- und Werterealität muss jedoch bei der Partnerfindung zugunsten der potentiellen Partnerin bzw. des potentiellen Partners reevaluiert und möglicher-

6 Zum Begriff der persönlichen und unpersönlichen Beziehungen vgl. Luhmann 1994: 13 f.

7 Zu den Entwicklungsaufgaben genauer vgl. Ferchhoff 2011: 107-120.

weise transformiert werden. Neben dem eigenen Weltbild gilt es nun auch, das Weltbild einer anderen Person zu akzeptieren und in den Alltag zu integrieren. In der Paarbeziehung werden Individuen nicht nur gegenseitig Teil der Lebenswelt des anderen, sie sollten diese auch aktiv teilen und mittragen (vgl. Luhmann 1994: 18). Hierbei muss zumindest eine geringe Überschneidungsmenge entstehen, die sich aber, je nach Weltbild, auf verschiedenen Ebenen finden kann, so zum Beispiel im Bereich der Familienplanung, politischen Gesinnung, gemeinsamen Interessen o.ä. Eine maximale Individualisierung ist damit eher gegenläufig zu einer funktionierenden Partnerschaft zu sehen (vgl. Luhmann 1994: 18), da es in Partnerschaften wieder zu einer Kollektivierung kommt. Die Zahl derer mit Bedürfnissen, die in der individuellen Lebensführung beachtet werden müssen, steigt mit einer Paarbeziehung immer an.

Hinzu kommt ein weiterer Faktor, der die Komplexität der Partnersuche erhöht. Aus der Emanzipation von Minderheiten und der zumindest fortschreitenden Gleichberechtigung der Geschlechter ergibt sich auch die Auflösung traditioneller Rollenstrukturen.⁸ Es entsteht eine Unsicherheit in Hinblick auf Rollen und daran gebundene Verhaltensweisen und Pflichten bei der Partnersuche und -findung. Zusätzlich zu der Verteidigung der eigenen Lebens- und Werterealität gilt es also auch, die individuelle Rolle zu verteidigen und möglicherweise an die Rahmenbedingungen der Beziehung anzupassen. Hierbei kann es zu Problemen kommen, wenn sich beispielsweise Lebensmodelle wesentlich unterscheiden, verschiedene Sozialisationshintergründe aufeinandertreffen oder wenn eine Rolle von beiden Personen in der Partnerschaft ausgeführt werden könnte. Meist erfordert dies eine kommunikative Neugestaltung der jeweiligen Rollen in der Partnerschaft, welche jedoch nie abgeschlossen ist, da sich Veränderungen der Rahmenbedingungen (zum Beispiel neuer Job, Familienzuwachs) immer auch auf die Rollenverteilung auswirken.

Inwiefern Rollenverteilungen problematisch werden können, möchte ich an Niklas Luhmanns (1994) Beispiel verdeutlichen, welches aufzeigt, inwiefern sich beim Autofahren spezifische Rollen auf die Handlungsfähigkeit der Agierenden auswirken. So sei die Auto fahrende Person immer in der aktiv handelnden Rolle, was nach bestem Wissen etwa um Verkehrsnormen und mögliche Sicherheitsbedenken geschehe (vgl. Luhmann 1994: 42). Die Beifahrerin oder der Beifahrer hingegen könne nur passiv darauf reagieren, sie oder er „fühlt sich durch die Fahrweise be-

⁸ Zu einer genaueren Auseinandersetzung mit der Freisetzung aus Rollenstrukturen vgl. Beck/Beck-Gernsheim 1990: 43-51 und Illouz 2011: 121-139.

handelt. Er kann nur in einer Weise handeln, nämlich kommentieren und kritisieren; und es ist wenig wahrscheinlich, daß er dabei die Zustimmung des Fahrers findet“ (ebd.). Daran wird sichtbar, dass Rollen immer verschiedene Verhaltensweisen implizieren, welche auch Konfliktpotential in sich tragen, etwa wenn Gratifikationen der Partnerin oder des Partners ausbleiben. Diese sind deshalb von Bedeutung, da das Rollenhandeln eines Individuums in der Partnerschaft immer auch der Selbstbestätigung und der Bestätigung der Partnerschaft dient. Das gemeinsame Weltbild eines Paares soll durch das Rollenverhalten beider Personen also wiedergegeben werden (vgl. ebd.).

Für eine Paarbeziehung werden spezifische Rollenverteilungen auch dann problematisch, wenn die Vereinbarkeit aller Ideale, also etwa Frau, Mutter und Geliebte in einer Person zu sein, nicht mehr aufrechterhalten werden können. Darüber hinaus ergibt sich für Frauen aus der Möglichkeit, männlich besetzte Berufsfelder zu durchdringen, auch verstärkt die Notwendigkeit, ebenso flexibel und mobil zu sein (vgl. Beck/Beck-Gernsheim 1990: 43-45). Hinzu kommt eine Pluralität möglicher Lebensmodelle. Es koexistieren zahlreiche Beziehungs- und Familienmodelle, welche größtenteils auch als gleichwertig anerkannt bzw. akzeptiert sind und die Unsicherheit erhöhen. Das Individuum oder das Paar muss also eine Selektion dieser Modelle vornehmen, um das jeweils passende für sich zu finden.

Die Konsequenz dieser Rahmenbedingungen ist, dass Partnerfindung zu einer sehr komplexen Handlung wird, welche aufgrund der einzubeziehenden Faktoren mit Hemmschwellen belegt und deswegen erschwert wird.

3 Online-Dating als Lösung für (kommunikative) Hemmschwellen

Insbesondere wegen zahlreicher Hemmschwellen bei der Partnerfindung besteht Bedarf an vereinfachten Partnersuchemodi, welche diesem Komplexitätsanstieg entgegenwirken. Das Online-Dating bildet diesbezüglich verschiedene Charakteristika aus, die gesellschaftliche Rahmenbedingungen für die Liebe aufgreifen und für sich nutzbar machen, um die Kommunikation zwischen Personen zu vereinfachen. Ein solches Charakteristikum der Partnerportale ist etwa die *Rationalisierung des Kennenlernens*, welche mit der Ersetzung des Zufalls (vgl. Dombrowski 2011: 91) durch wissenschaftliche Prinzipien einhergeht. Die Plattform ermöglicht je nach Konzeption eine Vorauswahl an Personen, meist aufgrund des Ähnlichkeitsprinzips oder aufgrund der Abwägung von Gemeinsamkeiten und Unterschieden, die in einem Persönlichkeitstest angegeben werden. Dabei wird den Nutzenden entweder ein Partnervorschlag aufgrund ihrer Angaben gemacht oder sie bekommen die Möglichkeit, nach gewählten Kriterien selbst auf die Suche zu gehen. Hierdurch

entsteht eine Vielzahl potentieller Kontakte, die ein Offline-Flirt-Ort nicht genauso bieten kann. Vor allem der Aspekt der Überwindung des Zufalls nimmt bei den Plattformen eine wesentliche Rolle in der Selbstdarstellung ein und wird zum Teil ihrer Marketingstrategien. Ein Beispiel dafür ist der Anbieter *eDarling*, der bei einer Selbstdarstellung Folgendes angibt:

eDarling wendet sich uneingeschränkt an alle interessierten und anspruchsvollen Singles, die nicht allein auf den Zufall vertrauen. eDarling ist keine elitäre Partneragentur, sondern spricht alle Menschen an, die auf der Suche nach einer langfristigen, festen Beziehung sind. (o.A. 2010)

Auch andere Portale reflektieren den Zufall in ihrer Werbung. Dieser wird durch die spezifische Besetzung mit Passivität und Unglücklichsein bzw. Einsamkeit abgewertet.⁹ Stattdessen ersetzen die Plattformen den Zufall durch effektive wissenschaftliche und psychologische Kriterien und Verfahren (vgl. Dombrowski 2011: 93 f.). Diese sind wesentlicher Bestandteil der Seitendesigns. Den Nutzenden wird dies als Vorteil verkauft, indem sie klar als aktiv handelnde Personen gekennzeichnet sind. Allein die Registrierung in der Partnerbörse ist somit mehr, als viele offline-suchende Singles tun. Daraus ergibt sich auch, dass es auf einer rein technischen Ebene bei Portalen kaum den Zufall gibt.

Hinzu kommt, dass die Partnerbörsen nicht nur ein breites Publikum ansprechen, sondern meist auch sehr *zielgruppenspezifisch* sind. So wirbt *Elitepartner* mit „Akademikern und niveauvollen Singles“, während *C-Date* mit der diskreten Erfüllung aller sexuellen Phantasien wirbt. Weiterhin gibt es Portale mit sozialer, religiöser, körperlicher oder neigungsspezifischer Ausrichtung. Hierdurch wird der Eindruck der Kontaktaufnahme zu Gleichgesinnten erhöht. Ist ein Portal erschöpft, kann der Nutzende außerdem auf ein gleichartiges ausweichen, wodurch die Plattformen einen endlosen Pool an potentiellen Partnerinnen oder Partnern suggerieren.

Als weiteres Spezifikum der Partnerportale sind die *Auswahlprozesse* herauszustellen. Nutzende haben nicht nur die Wahl zwischen einer großen Anzahl potentieller Partnerinnen oder Partner aus allen Regionen des Landes und evtl. auch der Welt, sondern auch die Möglichkeit, die Wahl aufgrund vorgefertigter Suchkriterien einzuschränken. Hierbei entsteht ein Dilemma zwischen der gewünschten Effizienz der Partnersuche und der unromantischen Marktorientierung von Liebe durch die gezielte Auswahl aufgrund vorgefertigter Kriterien (vgl. Dombrowski 2011: 100).

⁹ Vgl. auch die Selbstdarstellung von Parship (o.A. o.J.).

Dieses Phänomen ist jedoch kein internetspezifisches, da sowohl Zeitungsannoncen als auch die Offline-Partnersuche kondensierte Wahlkriterien vorgeben. Online findet also lediglich eine relevante Erweiterung der Partnerpools statt, was zu einer Verstärkung der individuellen (Aus-)Wahlprozesse führt, etwa zwischen verschiedenen Personen, Eigenschaften und Vorlieben.

Partnerportale bauen von Anfang an nur sehr geringe Hemmschwellen bezüglich der Erstkontaktaufnahme auf, was die Auswahl potentieller Partnerinnen oder Partner vereinfacht. Dies liegt an der „Exklusivität der Kontaktbereitschaft“ (Luhmann 1994: 206) der Mitglieder. Nutzende können sich demnach sicher sein, dass alle anderen im Portal ein ähnliches Ziel verfolgen, nämlich die Partnerfindung. Eine derartige Intensionsüberschneidung ist zum Beispiel im Freizeitbereich keinesfalls gegeben, weshalb potentielle Kommunikationsschwellen verstärkt werden. Einen weiteren Aspekt stellt die spezifische *Selbstdarstellung* anhand vorgefertigter Fenster und Zuordnungen dar, die in den Portalen notwendig ist. Der Gestaltungsspielraum variiert dabei zwischen Portalen, obwohl einige Aspekte wiederholt auftreten. So wird stets nach Lieblingsorten, Beziehungsvorstellungen, Reise- und Freizeitverhalten gefragt. Anders als bei der kapitalismuskritischen Autorin Eva Illouz (2007: 121-126) soll darin jedoch keine Reduktion der Identitäten der Nutzenden verstanden werden. Vielmehr sind die Kategorien der Portale als kulturell determiniert aufzufassen. Sie repräsentieren Orte, Tätigkeiten und Dinge, die als relevante Elemente einer Liebesbeziehung verstanden und deswegen abgefragt werden. Indem die Plattformen zur Beantwortung meist Freifelder anbieten, entsteht also statt einer Einschränkung eher Raum für Phantasie und Individualität, weshalb die Texte in vielerlei Hinsicht Rückschlüsse über die Personen geben können. Wichtig sind daher nicht nur die einzelnen Kategorien, sondern die Kohärenz des ganzen Profils hinsichtlich seiner Verweiskraft auf die dahinter stehende Person.

Dass eine realitätsnahe und authentische Darstellung des Charakters tatsächlich erfolgt, kann man aufgrund zweier Umstände annehmen. Erstens sind viele der Portale kostenpflichtig, weshalb aufrichtige Darstellungen sich im doppelten Sinne lohnen. Die Beträge können dabei zwar variieren, sind aber insgesamt eher hoch, wenn man berücksichtigt, dass ein 6-Monats-Abo bis zu 300 Euro kosten kann (vgl. Dombrowski 2011: 151). Zudem ist das Online-Dating auf das Finden realer Partnerschaften ausgerichtet. Falsche Angaben würden spätestens beim Treffen aufgedeckt und sanktioniert werden und zwar nicht nur durch den Abbruch des Kontaktes, sondern möglicherweise auch durch öffentlich einsehbare Einträge in

das Gästebuch. Unehrllichkeit führt letztlich zu Misserfolg, weshalb sie meist vermieden wird.

Eine weitere Besonderheit des Online-Datings, die sich aus der eben beschriebenen Profilgestaltung und der spezifischen Medialität der Portale ergibt, besteht in der *Umkehrung des Kennenlernens* (vgl. Dombrowski 2011: 102). Statt „von außen nach innen“ lernt man erst den Charakter einer Person und dann deren Gestalt und Aussehen kennen. Die Partnerportale haben dafür spezielle Kommunikationsmodi entwickelt, die Offline-Flirtverhalten imitieren. Durch den Verweis auf bekannte Strukturen sind auch Verhaltenscodes präsent, die den Kontakt erleichtern und erneut die Hemmschwelle senken.

Der erste Blickkontakt erfolgt online etwa durch den Besuch eines Profils (vgl. Schuldt 2013: 35). Für andere Nutzende ist dies immer sichtbar, sodass ein Gegenbesuch folgen kann. Wie offline der Blickkontakt heißt der gegenseitige Profilbesuch jedoch nicht unmittelbar, dass Interesse besteht. Er kann also auch ohne Konsequenzen bleiben.

Ist Interesse vorhanden, erfolgt die Kontaktaufnahme durch eine Nachricht, meist unter Bezug auf Besonderheiten oder Gemeinsamkeiten im Profil. Daran schließt sich ein durch viele Medienwechsel gekennzeichnete Kommunikationsprozess an, der meist durch E-Mails, seltener auch durch Chats initiiert wird.¹⁰ Insbesondere E-Mails funktionieren ähnlich wie Liebesbriefe als spannungs- und romantiksteigernd. Dies liegt zum einen in der zeitversetzten Kommunikation begründet, welche insbesondere Sehnsucht durch das Warten auf eine Antwort hervorruft (vgl. Schuldt 2013: 43). Zudem sind E-Mails entgegen gesprochener Sprache konservierbar. Hieraus ergibt sich für die Schreibenden die Notwendigkeit, Formulierungen überlegt zu wählen und ihre Kreativität unter Beweis zu stellen, um dem Gegenüber zu gefallen. Gleichzeitig ist eine klare Ausdrucksweise notwendig, um Missverständnissen vorzubeugen, die bei geschriebener Sprache wahrscheinlicher sind.

Die Anonymität der Börsen trägt zusätzlich dazu bei, dass der Austausch durch E-Mails schnell sehr persönlich und intim wird. So wie Richard Sennett (1996) in seinen Ausführungen zum Verfall der Öffentlichkeit zeigt, sind „Menschen [...] um so geselliger, je mehr greifbare Barrieren zwischen ihnen liegen“ (30). Angewendet auf die Partnerbörsen gilt also, dass es gerade die Distanz zum Gegenüber ist, die Nähe in der Kommunikation ermöglicht. Beim Offline-Dating wäre es

¹⁰ Zu einer näheren Auseinandersetzung mit der spezifischen Medialität des Online-Datings vgl. Döring 2003: 233-264.

hingegen ungewöhnlich, zu schnell sehr persönlich zu werden, da hierdurch der Eindruck eines habituellen Vorgehens entstehen könnte, was bedeutet, dass die Person Anderen gewohnheitsmäßig intime Details erzählt. Im Falle des Online-Datings hat man die Small-talk-Themen durch das Studieren der Profile ohnehin bereits übersprungen.

An die intensive Mailkommunikation schließt dann das Versenden von Bildern an. Diese sind der erste genauere Hinweis auf das Aussehen und die Statur einer Person, da das Profilbild häufig manipuliert ist, etwa durch gezielte Licht-Schatten-Verhältnisse oder Unschärfen usw. (vgl. Schuldt 2013: 66 f.).

Ein sehr relevanter Medienwechsel findet dann mit dem ersten Telefongespräch statt. Mit der Vergabe der Telefonnummer tritt man endgültig aus dem Schutz der Anonymität, was aber auch bereits durch das Versenden des Klarnamens möglich ist. Dieser Verlust der Anonymität wird jedoch keinesfalls als solcher offensichtlich, da er im höchsten Maße funktional ist: Ab diesem Punkt dominiert das Vertrauen der Nutzenden zueinander, sodass Anonymität und Distanz eher schädlich wären. Die neu erreichte Nähe etabliert sich dann auch in der ersten Form der erfahrenen Körperlichkeit: dem Klang der Stimme (vgl. Schuldt 2013: 97 f.). Bereits hier können Idealisierungen mit der Realität in Konflikt treten, Erwartungen enttäuscht werden usw.

Ist das jedoch nicht der Fall, kommt es zum letzten Medienwechsel, der für die Portale relevant ist: das persönliche Treffen. Insbesondere hierbei zeigen sich Vor- und Nachteile der Inversion des Kennenlernens ganz klar. Entweder werden oberflächliche Aspekte durch die getätigte Kommunikation überwunden, sodass das Aussehen der anderen Person keine Rolle spielt, oder die reale Person kollidiert mit der imaginierten Person, dem Idealbild, welches sich in der Kommunikation gebildet hat. Der wesentliche Wendepunkt bei dieser Form der Partnersuche ist dementsprechend die Überführung der virtuell etablierten Beziehung in eine realweltliche Partnerschaft. Die Zeit, die durch Portale eingespart wurde, muss nun investiert werden. Das Kennenlernen ‚von innen nach außen‘ entspricht damit eher gängigen romantisierten Liebesidealen. Insbesondere dieses Charakteristikum wird von vielen Nutzenden sehr positiv wahrgenommen und Erfahrungen aus vorherigen erfolglosen Offline-Flirtversuchen gegenübergestellt (vgl. Schuldt 2013: 33 f; Dombrowski 2011: 102 f.).

4 Bedeutung für die Konzeption der Liebe

Partnerportale schaffen also Rahmenbedingungen, welche die Präsentation und Entstehung intimer Emotionen ermöglichen, vor allem weil für die Nutzenden eine

Atmosphäre geschaffen wird, in der Sicherheit und Anonymität eine wesentliche Rolle spielen. Seitens der Anbietenden geschieht dies auf mehreren Ebenen. Zum einen werben die Portale mit ihrer Effizienz als niemals endende Quelle an potentiellen Partnerinnen oder Partnern. Diese wird durch Zufriedenheitsgarantien und die kurzen Vertragslaufzeiten bestätigt. Ein Angebot, das 3- oder 6-Monats-Abos umfasst, suggeriert immer auch, dass die Partnersuche in diesem Zeitraum erfolgreich ist. Die hohen Kosten für diesen Service implizieren demnach, dass die Plattformen gar nicht auf Langzeitmitgliedschaften ausgerichtet sind.

Weiterhin können kommunikative Hemmschwellen überwunden werden, da die Portale ein hohes Maß an Anonymität gewährleisten und weitgehend sicherstellen, dass alle Nutzenden dieselben Intentionen haben, also etwa langfristige Partnerschaften. Dieser konstitutive Rahmen wird durch den technisch-apparativen verstärkt. Die vorgegebenen Profilhüllen werden von Nutzenden personalisiert, mit Identität und Leben gefüllt. Dabei reflektiert das Mitglied immer das gewünschte Publikum mit. Die somit erreichte Öffentlichkeit ist aber keine passiv konsumierende Menge, sondern eher ein Fachpublikum, welches die Strategien des Begehrens ebenfalls versteht und Profile hinsichtlich bestimmter Faktoren analysiert. Die Übereinstimmung verschiedener Kategorien setzt die Kommunikationsschwelle im Bestfall soweit herab, dass ein Kontakt entsteht. In dieser Überwindung zentraler Kommunikationsschwellen besteht der wesentliche Vorteil des Online-Datings gegenüber dem Offline-Dating.

Einen anderen Aspekt stellt die mangelnde Verhaltenssanktionierung durch die Online-Portale dar. Negativ bewertete Verhaltensweisen wie Nicht-Antworten auf eine Anfrage oder Aussortieren nach oberflächlichen Kriterien bleiben ohne Konsequenzen für die Nutzenden. Online-Dating stellt damit eine Art gesellschaftlich akzeptierten Voyeurismus¹¹ dar, der eine Analyse, Kategorisierung und Selektion des Gegenübers problemlos zulässt.

Was aber folgt daraus für das Liebesideal? Muss sich in Partnerportalen die Liebe Mechanismen des Marktes geschlagen geben, wie es kapitalismuskritische Soziologinnen und Soziologen vermuten?¹¹ Es kann behauptet werden, dass die technisch-apparativen Rahmungen keinesfalls dazu führen, dass Identitäten und Liebe zu Waren verkommen. Sicher kann man darin einen Bruch mit traditionellen, romantisch-kitschigen Liebesvorstellungen sehen. Das bedeutet aber keineswegs einen Verfall der Liebe, sondern vielmehr eine Umkodierung hin zu einem sich etablierenden Verständnis der Liebe, bei dem Erfahrungen vergangener Beziehun-

11 Vgl. etwa Illouz (2004, 2011), die auch auf andere kapitalismuskritische Ansätze eingeht.

gen sowie Lebensbedingungen unmittelbar integriert und daraus entstehende spezifische Bedürfnisse und Erwartungen an das Gegenüber kommuniziert werden. Ein idealisiertes Bild der Liebe wird also zugunsten einer auf Gemeinsamkeiten, Kommunikation und ähnlichen Vorstellungen basierenden Partnerschaft korrigiert (vgl. Dillig 2012: 143; Schuldt 2013: 164-169).

Die theoretisch endlose Verfügbarkeit potentieller Partnerinnen oder Partner birgt jedoch auch Gefahren für Beziehungen. Gibt es theoretisch viele Alternativen zu einem Partner oder einer Partnerin, wird dieser oder diese kontinuierlich hinterfragt, beispielsweise in Hinblick auf höhere Individuationspotentiale. Kann man sich also in der Partnerschaft selbst ausleben oder ginge dies mit einer anderen Partnerin oder einem anderen Partner besser? Die Folge daraus ist ein perpetuiertes Optimierungsbestreben, welches langfristigen Partnerschaften gegenläufig ist und Rationalisierungstendenzen, wie sie im Online-Dating zu finden sind, weiter verstärkt (vgl. Dillig 2012: 200 f.).

Ob die Nutzungsdemografie der Partnerportale eine Folge dieser Rationalisierung der Liebe ist oder die Rationalisierung durch die Nutzungsdemografie entsteht, kann diskutiert werden, es ergeben sich aber klare Verknüpfungen. So liegt etwa das Durchschnittsalter in Online-Dating-Börsen bei ca. 40 Jahren (vgl. Schulz 2013: o.S.) und umfasst damit vermutlich vor allem Menschen, die bereits Beziehungserfahrung, meist auch eine Ausbildung und einen geregelten Arbeitsalltag haben. Insbesondere das Arbeitsverhältnis kann wesentliche Motivation zur Registrierung in Partnerbörsen sein, etwa weil man in geschlechtsspezifischen Berufen arbeitet, bei denen der Kontakt zum anderen Geschlecht selten wird, oder weil der Arbeitsalltag es verhindert, regelmäßig auszugehen.

Zudem sind Online-Dater laut einer Studie von Brym und Lenton (2001) eher in urbanen Kontexten zu finden, meist gut gebildet und reich an sozialen Kontakten und Freizeitaktivitäten (vgl. Brym/Lenton 2001: 13). Die zentrale Nutzungsmotivation ist hier also, trotz marginaler zeitlicher Kapazitäten Partnersuche zu betreiben. Dafür ist das Internet zunächst ideales Medium, denn ist das Profil erst einmal erstellt, arbeitet das Portal rund um die Uhr. Dabei ist Online-Dating jedoch keinesfalls ein passiver Prozess, denn allein die Anmeldung auf einem Portal ist als aktiver Schritt des Nutzenden zu verstehen. Zeiteffizient ist vor allem die Partnersuche, nicht aber die Profilpflege und die Kommunikation mit potentiellen Partnerinnen bzw. Partnern, welche aber zumindest an verschiedene Lebenssituationen anpassbar sind, da sie zeitversetzt stattfinden. Die Partnerportale bieten also insbesondere Nutzenden eine große Chance, die durch ihre Arbeitstätigkeit eingeschränkt sind.

Diese Nutzungsdemografien unterscheiden sich von Plattform zu Plattform, da diese häufig auch gezielt bestimmte gesellschaftliche Gruppen ansprechen. So dürfte es keine Überraschung sein, dass das Durchschnittsgehalt bei *Elitepartner* wesentlich höher ist als bei *Gleichklang*, einer Plattform, die von Mitgliedern aus dem Niedriglohnsektor lediglich einen symbolischen Beitrag von 1 Euro im Monat verlangt.

5 Ausblick auf die Zukunft des Online-Datings

Insbesondere diese Flexibilität und Vielzahl der Plattformen ist es, die Partnerbörsen auch in Zukunft massenfähig machen werden. Dennoch hat bereits eine Transformation der Portale begonnen, die weitere Technologien einbezieht und für eine technikaffine Generation die Attraktivität der Angebote weiter steigert. Ein erster Schritt dazu ist die Verknüpfung der Portale mit sozialen Netzwerken, etwa durch App-Anwendungen (vgl. Schuldt 2013: 172 f.). Diese greifen dann auf Daten von Freundinnen, Freunden und deren Bekannten zu und machen Vorschläge basierend auf gleichen Likes, gleichem Nutzungsverhalten oder anderen Ähnlichkeitskriterien. Hierbei wird vor allem der Reichtum an Freundinnen und Freunden genutzt, der bei sozialen Netzwerken wie Facebook vorhanden ist. Online-Partnersuche wird dadurch teilweise enttabuisiert, allerdings auch öffentlicher, da Erfolge und Misserfolge ebenfalls Teil des sozialen Netzwerks werden.

Eine weitere technologische Entwicklung findet sich in der Mobilitätssteigerung des Online-Datings durch die Einrichtung von Apps, die über Handy verwendet werden können. Viel mehr als beim Computer wird das Dating damit in den Alltag integriert und kann kontinuierlich aktiv betrieben werden. Insbesondere hierin besteht die Perspektive vieler Partnerportale. Was in Deutschland noch als Utopie erscheinen mag, wird von einigen amerikanischen Portalen bereits umgesetzt. Die GPS-Daten der Handys werden erfasst und auf einer interaktiven Karte gezeigt, die im gewählten Umkreis andere Nutzende anzeigt, die gerade eingeloggt sind. Über die Karte gelangt man dann an deren Profil und kann bei Interesse den direkten Kontakt suchen, statt den Umweg über E-Mail Kontakt zu wählen. Hierdurch entsteht eine völlig neue Kommunikationssituation der Portale, die nur noch als Vermittler zu anderen Profilen in Erscheinung treten.

Literaturverzeichnis

Beck, Ulrich/Beck-Gernsheim, Elisabeth (1990): *Das ganz normale Chaos der Liebe*. Frankfurt am Main.

- Burkart, Günter (1998): Auf dem Weg zu einer Soziologie der Liebe. In: Hahn, Kornelia/Burkart, Günter (Hg.): *Liebe am Ende des 20. Jahrhunderts. Studien zur Soziologie intimer Beziehungen*. Opladen, S. 15-50.
- Brym, Robert J./Lenton, Rhonda L. (2001): *Love Online: A Report on Digital Dating in Canada*. Online verfügbar unter: <http://www.bestsoftworks.com/docs/loveonline.pdf>, zuletzt abgerufen am 06.03.2014.
- Dillig, Annabel (2012): *Diesen Partner in den Warenkorb legen. Das neue Liebesverständnis einer vernünftigen Generation*. München.
- Dombrowski, Julia (2011): *Die Suche nach der Liebe im Netz. Eine Ethnographie des Online-Datings*. Bielefeld.
- Döring, Nicola (2003): Internet-Liebe: Zur technischen Mediatisierung intimer Kommunikation. In: Höflich, Joachim/ Gebhardt, Julian (Hrsg.): *Vermittlungskulturen im Wandel: Brief – E-Mail – SMS*. Berlin, S. 233-264.
- Ferchhoff, Wilfried (2011): *Jugend und Jugendkulturen im 21. Jahrhundert: Lebensformen und Lebensstile*. Wiesbaden.
- Giddens, Anthony (1993): *Wandel der Intimität. Sexualität, Liebe und Erotik in modernen Gesellschaften*. Frankfurt am Main.
- Illouz, Eva (2007): *Gefühle in Zeiten des Kapitalismus. Frankfurter Adorno-Vorlesungen*. Frankfurt am Main.
- Illouz, Eva (2011): *Warum Liebe weh tut. Eine soziologische Erklärung*. Berlin.
- Köhler, Jochen (2005): Von Eros bis Agape zur Normalfamilie. Eine kleine Kulturgeschichte der Liebe. In: Kemper, Peter/Sonnenschein, Ulrich (Hrsg.): *Liebe - Zwischen Sehnsucht und Simulation*. Frankfurt am Main, S. 26-39.
- Leupold, Andrea (1983): Liebe und Partnerschaft. Formen und Codierung von Ehen. *Zeitschrift für Soziologie*, 12, S. 297-327.

Luhmann, Nicklas (1994): *Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität*. Frankfurt a. M.

Meißner, Joachim (2005): Ich liebe es! - Liebe als Verkaufsstrategie. In: Kemper, Peter/Sonnenschein, Ulrich (Hrsg.): *Liebe - Zwischen Sehnsucht und Simulation*. Frankfurt am Main, S. 202-213.

o.A. (2010): *Die Partneragentur eDarling im Interview*. Online verfügbar unter: <http://www.singleboersen-vergleichen.de/interview/edarling.html>, zuletzt abgerufen am 06.03.2014.

o.A. (o.J.): *Partnersuche. Ein Service von parship.de*. Online verfügbar unter: <http://www.gmx.net/themen/lifestyle/singles/partnersuche/046ig4k-liebe-zufall>., zuletzt abgerufen am 06.03.2014.

Oerter, Rolf/ Montada, Leo et al. (1987): *Entwicklungspsychologie, 2. erw. u. überarb. Aufl.* München.

Schuldt, Christian (2013): *Romantik 2.0. Vom Suchen und Finden der Liebe im Internet*. Gütersloh.

Schulz, Sven (2013): *Partnersuche im Internet: Singlebörsen im Überblick*. Online verfügbar unter: http://praxistipps.chip.de/partnersuche-im-internet-singleboersen-im-ueberblick_8091, zuletzt abgerufen am 06.03.2014.

Sennett, Richard (1996): *Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität*. Frankfurt am Main.

3 Rechtsgeschichte und Philosophie

Das konfuzianische Staats- und Herrschaftsverständnis und seine Rezeption bei Christian Wolff

Annika Büsching

1 Einleitung

Der Philosoph und Naturrechtler Christian Wolff (1679–1754) hat sich schon früh in seiner wissenschaftlichen Laufbahn mit den damals ersten lateinischen Übersetzungen der konfuzianischen Schriften auseinander gesetzt. Diese Lektüre hat sich in vielen Werken Wolffs und in seiner Philosophie niedergeschlagen. Im Folgenden soll ein erster Einblick in den Einfluss der konfuzianischen Schriften auf Wolffs Staats- und Herrschaftsverständnis gegeben werden und angedacht werden, welche Bedeutung diese Rezeption konfuzianischen Gedankengutes auf das Herrscherbild des aufgeklärten Absolutismus hatte, insbesondere auf die preußische Naturrechtsgesetzgebung unter Friedrich II.

Nach einer Einführung in die Auseinandersetzung Wolffs mit China (2.) werden zunächst die Legitimation von Herrschaft und das Herrscherbild in den konfuzianischen Schriften, die auch Wolff bearbeitet hat, untersucht (3.). In einem zweiten Schritt wird die Rezeption dieses Gedankengutes in den Wolffschen Schriften analysiert (4.) und zum Schluss wird angedeutet, welche Auswirkungen diese Beschäftigung mit China auf den weiteren Verlauf der Aufklärung bis hin zur preußischen Naturrechtsgesetzgebung gehabt haben könnte (5.).

2 Wolffs Begegnung mit China

In Halle, wo Wolff ab 1706 eine Professur innehatte, kam er wohl im Jahre 1710 erstmals mit chinesischem Gedankengut in Berührung, allerdings noch nicht mit den konfuzianischen Werken, sondern – wie es zu seinem mathematischen Interesse passte – mit den *Observationes Mathematicae et Physicae in India et China* des Jesuitenpaters Franciscus Noël.¹ Der Jesuit Noël war selbst seit 1684 mehr als 20 Jahre in China gewesen und hat dort seine Zeit dem Erlernen der chinesischen Sprache und Philosophie gewidmet. Sein bedeutendstes Werk war die Übersetzung der *Si Shu*, der sogenannten *Vier Bücher*, dem klassischen Bildungskanon der chinesischen Beamtenanwärter², den jeder gebildete Chinese auswendig kannte und

¹ Vgl. zum gesamten Abschnitt ausführlich Albrecht (1985).

² Im Folgenden wird bei Amts- und Personenbezeichnungen ausschließlich die männliche Form verwendet, da dies der Stellung der Frauen im alten China bzw. in den bearbeiteten

der Fremden gleichzeitig als Lehrbuch der chinesischen Kultur und Sprache diente. Ergänzt um zwei weitere chinesische Klassiker erschienen die *Sinensis Imperii Libri Classici Sex* im Jahr 1711 in Europa, wo sie von Christian Wolff bald gelesen wurden. Diese Übersetzungen ins Lateinische, basierend auf einer hervorragenden Kenntnis der chinesischen Sprache, Geschichte und Philosophie, machen Noël damit zu einem der wichtigsten Vermittler zwischen Chinas und Europas Gedankenwelt. Die Übersetzung Noëls wurde jedoch bald verboten und es gelangten nur wenige Exemplare in Umlauf. Ein Grund dafür war die vorsichtige Art Noëls zu übersetzen: So übersetzte er das chinesische „tian“ wörtlich mit „Himmel“, während seine Nachfolger, wie zum Beispiel Philippe Couplet, dessen Übersetzung der *Vier Bücher* weitaus häufiger verwendet wurde, so nach 1721 auch von Wolff, später „tian“ sehr frei mit „Gott“ übersetzten. Jedoch sollte dies nicht vergessen lassen, dass diese Übersetzungen trotzdem durch die „jesuitische Brille“ entstanden sind, oft abweichend vom chinesischen Wortlaut und in einer eher sinngemäßen, freien Übersetzung, die jedoch die Kerngedanken der konfuzianischen Schriften oft gut einfängt.

Diese Deutung der chinesischen Schriften (relativ) frei von Religion als ethische Werke, die auch ohne den Begriff „Gott“ ein in sich geschlossenes ethisches System bilden konnten, wurde jedoch später auch Wolff zum Verhängnis. Im Jahre 1721 hält er seine bekannte lateinische Rede *Über die praktische Philosophie der Chinesen* anlässlich der Übergabe seines Amtes als Prorektor der Universität Halle. In dieser Rede – die später auf ihre Übernahme konfuzianischen Gedankenguts untersucht wird (vgl. Abschnitt 4) – lässt Wolff anklingen, dass Sittlichkeit und Ethik, ja ein ganzer Staat, auch ohne Religion denkbar sei, was man am praktischen Beispiel im alten China verwirklicht sehe. Zwar bezeichnet er das chinesische Volk nicht als atheistisch und geht auch sonst nicht allzu genau auf die Religion ein, doch reicht dieser – damals „unerhörte“ – vorsichtig formulierte Gedanke aus, um einen Skandal auszulösen. Zumindest war es Wolffs pietistischen Kollegen und Gegnern in Halle eine willkommene Gelegenheit, den unliebsamen Wolff loszuwerden: Es folgten zwei Jahre voller Streitschriften beider Seiten, die rechtsgeschichtlich höchst interessant sind, auf die aber hier nicht näher eingegangen werden kann.

Friedrich Wilhelm I. selbst traf im November 1723 dann die Anordnung, dass Wolff Preußen „binnen 48 Stunden (...) bey Strafe des Stranges“ (Wolff GW I.10: 33) verlassen sollte. Wolff reiste sofort ab und nahm einen Ruf an die Universität

Quellen entspricht.

Marburg an. 1726 veröffentlichte er Anmerkungen zu seiner Rede, nachdem er die Übersetzung der *Vier Bücher* des Missionars Philippe Couplet, die in Europa weitaus bekannter war als die Noëlsche Übersetzung, gelesen hatte. Jedoch sollte Couplets Übersetzung wohl an die Missionare in China gerichtet gewesen sein und sie enthält wesentlich mehr religiöse Bezüge als Noëls Übersetzung. Außerdem besteht Couplets Version nur aus drei der *Vier Bücher*; der *Menzius* und die beiden weiteren Klassiker, die Noël übersetzt hat, fehlen. Dies führt auch dazu, dass die ausgelassenen Bücher, nämlich das *Buch von der Kindlichen Ehrfurcht* (*Hsiao King*) und die sogenannte *Moral der Jungen* (auch: *Kleine Schule/Das kleine Lernen*; *Xiao Xue* (*Hsiao Hsio*)) überhaupt wahrscheinlich nur von Wolff rezipiert wurden, da andere nicht mit Noëls Übersetzung arbeiteten. Diese beiden Bücher wurden daher bisher fast vollständig aus der rechtsgeschichtlichen Bearbeitung ausgeklammert.

Neben der Rede von 1721 ist vor allem Wolffs Schrift über den Philosophenkönig (*Von den Regenten, die sich der Weltweisheit befließen, und von den Weltweisen, die das Regiment führen*; Wolff GW I.21.6) interessant, in der er sein Wissen über das konfuzianische Herrschaftsverständnis in seine Staatsphilosophie einbettet und die damit für die Rechtsgeschichte besonders bedeutsam ist (vgl. Abschnitt 4).

Jedoch hat Wolff sich bis zu seinem Tod mit China auseinander gesetzt, in seinem Todesjahr 1754 erschien der erste Band der *Oeconomica*, in der er immer wieder Bezug nimmt zur chinesischen Gesellschaftsorganisation und zum chinesischen Bildungssystem. Ökonomik darf in diesem Zusammenhang nicht als reine Wirtschaftswissenschaft verstanden werden, sondern eher als Lehre des Hauswesens oder des Gesellschaftsaufbaus, eben des οἶκος.

Es gibt viele Aspekte in Wolffs Philosophie, die einen starken konfuzianischen Einfluss aufweisen, allen voran sein Konzept der Praktischen Philosophie und auch seine Gedanken über Bildung und Ethik. An dieser Stelle soll jedoch nur ein Überblick gegeben werden, wie sich diese Auseinandersetzung mit dem „idealen chinesischen Kaiser“ auf das Bild vom europäischen aufgeklärten Monarchen ausgewirkt haben könnte, insbesondere auf die preußische Gesetzgebungstätigkeit unter Friedrich II.

Neben den heute noch sehr bekannten *Gesprächen des Konfuzius* (*Lun Yu*) und dem *Menzius* (*Meng Zi*) gehören zu den *Si Shu* die *Große Wissenschaft* (auch: *Das große Lernen*; *Da Xue* (*Ta Hsio*)) und *Maß und Mitte* (*Zhong Yong* (*Tschung Yong*)). Diese Bücher sind ab etwa 500 v. Chr. entstanden, aber erst um etwa 1150 von Zhu Xi kommentiert worden. Sie enthalten deshalb Bezüge zu vielen Herrschern, Fürsten und anderen wechselnden Territorialherren, nicht etwa nur zu

einem einzigen „Kaiser“. Konfuzius selbst hat einige Zeit am Herrscherhof im Staate Lu gedient, war dort Jurist und Berater. Es sind jedoch nicht nur Schriften von Konfuzius selbst tradiert worden, sondern vor allem auch Aufzeichnungen seiner Schüler, oft Jahrhunderte später entstanden. Menzius dagegen lebte etwa 300 v. Chr.

Diese Quellenlage mit ihren vielen Interpretationen und Übersetzungen durch verschiedenste Brillen mit den verschiedensten Intentionen in vielen Jahrhunderten birgt die Gefahr zahlreicher hermeneutischer Zirkelschlüsse. Jedoch soll im Folgenden der Versuch unternommen werden, einige der Kerngedanken über Herrschaft und Staatsführung aus den konfuzianischen Quellen herauszuarbeiten und vorzustellen.

3 Das konfuzianische Staats- und Herrschaftsverständnis

Unter einem alten „Kaiser von China“ stellt man sich gemeinhin einen Herrscher vor, der fern von der Welt in seinem abgeschotteten Palast lebt und von einem großen Beamtenapparat unterstützt wird. Er wird gedacht als absoluter Alleinherrscher, als „Sohn des Himmels“, quasi gottgesandt losgelöst von den Gesetzen der Welt herrschend und den Titel an seinen Sohn weitervererbend – eben wie das Stereotyp eines *legibus absolutus*, eines europäischen absolutistischen Herrschers (sei dieses Bild des „absoluten Herrschers“ auch höchst umstritten). Gleichzeitig wird unterschätzt, wie viel Konfuzius, Menzius und ihre Schüler über Regierungsprinzipien und Staatsführung geschrieben haben. Bekannt ist Konfuzius im Westen für Ethik und Sprüche über gute Lebensführung.

Die untersuchten Werke richteten sich an Beamtenanwärter und jeden gebildeten Chinesen bis hinauf zu den Fürsten und Herrschern.

3.1 Das Individuum als Keimzelle der Staatlichkeit

Die chinesische Gesellschaft wird heute als gemeinschaftszentriert gesehen, was wohl hauptsächlich eine Folge der politischen Umwälzungen des vergangenen Jahrhunderts ist. Umso überraschender ist, dass die konfuzianischen Schriften das Individuum in den Mittelpunkt rücken. Keimzelle der Staatlichkeit, auf der alle anderen Beziehungen im Staat aufbauen, ist das Individuum selbst. Dies bedeutet auch, dass, wenn das Individuum in Ordnung ist, der ganze Staat in Ordnung ist. Dieser Gedanke, dass die Richtigstellung des Individuums unabdingbar ist für einen funktionsfähigen Staat, kommt an verschiedenen Stellen in den bearbeiteten Werken zum Ausdruck. So schreibt Konfuzius: „Wer sich selbst regiert, was sollte der (für Schwierigkeiten) haben, bei der Regierung tätig zu sein? Wer sich selbst

nicht regieren kann, was geht den das Regieren von anderen an?“ (Kong 2008: Lun Yu, XIV, 8) Jedoch liegt zwischen der Selbstbeherrschung des Individuums und dem Herrschen über einen Staat in der konfuzianischen Denkweise noch die Familie, an höchster Stelle über dem Staat steht der Friede der gesamten Welt. Der Staat ist somit kein Selbstzweck, sondern dient vielmehr nur der Verwirklichung des „Staatsziels Weltfrieden“:

[W]enn das Bewusstsein recht ist, dann erst wird die Persönlichkeit gebildet; wenn die Persönlichkeit gebildet ist, dann erst wird das Haus geregelt; wenn das Haus geregelt ist, dann erst wird der Staat geordnet; wenn der Staat geordnet ist, dann erst kommt die Welt in Frieden. (Kong 2008: Da Xue, A)

und

[d]amit, dass, um den Staat zu ordnen, man unter allen Umständen erst sein Haus regeln muss, ist folgendes gemeint: Dass jemand der seine Hausgenossen nicht erziehen kann, andere Menschen erziehen könnte, das gibt es nicht. Darum geht der Edle nicht hinaus über den Kreis seines Hauses und vollendet doch im ganzen Staat die Erziehung. (Kong 2008: Da Xue, B, 5)

Hieraus lässt sich schon eine Eigenschaft des idealen Herrschers ableiten: Er ist Vorbild. Außerdem zeigt sich schon hier der hohe Stellenwert der Bildung für jeden in der Bevölkerung, der eine Position im Staat innehaben will, bis hinauf zum Herrscher, der das höchste rechte Bewusstsein und die höchste Bildung der Persönlichkeit haben muss.

3.2 Erbllichkeit des Herrschertitels

Eines der kennzeichnenden Merkmale der europäischen Herrschenden ist die Erbllichkeit ihrer Titel, die auf den ältesten Sohn oder andere Familienmitglieder gemäß der jeweiligen Thronfolgeregelungen übergehen. Einige Herrschende leiteten darüber hinaus ihre Stellung direkt von Gott ab. Doch auch in der deutschen Geschichte galt: Das Wort „König“ stammt ab vom Wort „kunigen“, also „können“. König war (so die Theorie), wer gut König sein konnte. So war es auch im alten China:

Das Urkundenbuch sagt: „Als der Himmel die Menschen geschaffen, da machte er ihnen Herrscher, da machte er ihnen Lehrer. Seine Absicht war, dass sie Gehilfen Gottes seien, darum verlieh er ihnen die Länder der Welt. Schuld oder Unschuld ruht allein auf ihnen. Wer wagt auf Erden ihren Willen zu missachten? (Kong 2008: Menzius, I, B, 3).

Der chinesische Herrscher ist legitimiert durch den Willen „Gottes“ und deshalb ist sein Wille maßgeblich. Interessant ist auch die Gleichsetzung in obigem Zitat: „da machte er ihnen Herrscher, da machte er ihnen Lehrer“. Zum einen könnte dies dahingehend verstanden werden, dass der Lehrer (der Philosoph) im Staat eine genauso wichtige Rolle einnimmt wie die Herrschenden selbst – ein Argument hierfür könnte sein, dass tatsächlich an den kaiserlichen Höfen Gelehrte die Herrschenden berieten. Andererseits könnte jedoch auch der Herrscher gleichzeitig als Lehrer gesehen werden, der Herrscher war also beides, ein „Philosophenkönig“ im Sinne Platons (und Wolffs). Die chinesische Version zählt (wie in der chinesischen Grammatik üblich) einfach nur auf: „machte Herrscher, machte Lehrer“ (Kong 2008: Menzius, I, B, 3). Hier hilft die Übersetzung Noëls (die weitaus ausführlicher ist als die Wilhelmsche Übersetzung und auf deren Studium sich das hier interessierende Verständnis Wolffs gründet), der aus dem Urkundenbuch zitiert:

Omnes istos populos, quos in mundo producit Caelum, nec per se regere, nec per se docere vult; sed *dat illis Reges, qui eos et regnant et doceant.* (...) *Iam vero cum ego e manu caelestis providentiae acceperim Imperium, ut sim populi rector et doctor.* (Wolff GW III., 132 (Noël): 13; Hervorhebung A.B.).

Gott „gab ihnen Könige, die sie sowohl beherrschten als auch lehrten“ (Wolff GW III., 132 (Noël): 13; Übersetzung A.B.); Wolff musste die chinesischen Könige also als Philosophenkönige sehen. Das Amt des Königs ist nicht per se erblich, denn „der Herr der Welt kann die Welt nicht einem anderen geben [sondern nur Gott kann das und zeigt es durch ‚Wirkungen und Geschehnisse‘, A.B.]“ (Kong 2008: Menzius, V, A, 5), nämlich

wenn Gott [das Reich] dem Würdigsten gibt, so kommt es auf den Würdigsten, wenn Gott es dem Sohne gibt, so kommt es auf den Sohn. (...) Damit ein Mann aus dem Volk in den Besitz des Weltreichs kommen kann, muß seine geistige Kraft die eines Schun oder Yü sein [beides verehrte alte Könige, A.B.], und außerdem muss der vorige Herrscher für ihn eintreten (...) wenn einer das Weltreich von Vätern und Ahnen ererbt hat, so muss er, ehe Gott ihn zugrunde richtet, so schlecht sein wie Giä und Dschou Sin [beide oft genannte Beispiele für schlechte Vorbilder, A.B.] (Menzius, V, A, 6).

Also wird der Herrscher einerseits von Gott und andererseits durch seine Abstammung legitimiert, wobei die Abstammung ersetzt werden kann durch die Legitimation durch den alten König. Dies zeigt jedoch auch deutlich, dass nicht jeder Weise aus dem Volk König werden kann im Sinne einer Herrschaft der Philosophen, sondern dass es immer der Legitimation durch den Vorgänger (oder die Vorgänger,

nämlich die Ahnen) bedarf. Inwieweit dies in der chinesischen Geschichte tatsächlich immer der Fall war, sei dahingestellt.

3.3 Das Verhältnis zum Volk

Die obigen Ausführungen lassen vermuten, dass der König völlig losgelöst vom Volk herrschte. Jedoch gilt auch in den *Vier Büchern*, dass Herrschaft nur mit der Zustimmung der Beherrschten funktioniert. Dies scheint heute in einer Demokratie, die durch Wahlen und Abstimmungen des Volkes funktioniert, selbstverständlich, wird jedoch (überraschenderweise) auch schon bei Konfuzius deutlich, zum einen an der Rolle des Volkes bei Annexionen fremder Länder, zum anderen bei der Staatsführung allgemein.

Die konfuzianischen Schriften fordern, dass die Zustimmung des besiegten Volkes eingeholt werden muss, wenn man sein Land annektiert – ein sehr überraschender und fortschrittlicher Gedanke aus heutiger Sicht, besonders angesichts der Tatsache, dass diese Schriften der Beamten- und Herrscherausbildung dienten:

Das Volk sehnte sich nach [König Tang, der begonnen hatte, alle Grenzvölker zu unterwerfen, A.B.], wie man sich in großer Dürre nach Wolken und Regenbogen sehnt. (...) Er richtete wohl den Fürsten hin, aber tröstete das Volk. (...) So brachten sie Essen in Körben und Suppe in Töpfen Euren Heeren entgegen (Kong 2008: Menzius, I, B, 11).

Bei der Annexion eines fremden Landes soll nur die Führungsperson ausgetauscht werden, das Volk selbst soll gut behandelt werden, denn nur dann akzeptiert es die neue Herrschaft. Dies ist wichtig, denn „[w]enn das Volk von Yän mit der Annexion einverstanden ist, so mögt ihr ihn [den Staat] annektieren. (...) Wenn das Volk von Yän mit der Annexion nicht einverstanden ist, so annektiert ihn nicht“ (Kong 2008: Menzius, I, B, 10). Es überrascht, in welcher Deutlichkeit Menzius hier dem Herrscher und all seinen Beamten, zu deren Bildungskanon auch dieser Text gehört, Ratschläge erteilt.

Auch bei der Staatsführung allgemein wird die Zustimmung des Volkes als unabdingbar für die Herrschaft angesehen: „Dschou Sin und Giä haben die Weltherrschaft verloren, indem sie die Leute verloren. (...) Die Weltherrschaft zu gewinnen gibt es einen Weg: gewinnt man die Leute, so hat man damit schon die Weltherrschaft“ (Kong 2008: Menzius, IV, A, 9) und „[Gott] hat [den Herrscher] dem Volk vorgestellt, und das Volk hat ihn angenommen“ (Kong 2008: Menzius, V, A, 5) sowie „so hat seinerzeit Yau den Schun Gott anempfohlen, und Gott hat ihn angenommen; er hat ihn dem Volk vorgestellt, und das Volk hat ihn angenom-

men“ (Kong 2008: Menzius, V, A, 5). Der Herrscher ist somit durch den göttlichen Willen sowie den Willen des Volkes legitimiert.

Dem Volk kommt die zentrale Stellung im Staat zu: „Das Volk ist am wichtigsten, die Götter (...) kommen in zweiter Linie, und der Fürst ist am unwichtigsten. Darum, wer die Gunst des Landvolks erlangt, der wird der König der Welt“ (Kong 2008: Menzius, VII, B, 14) – überraschend deutliche Worte in einer Ausbildungsschrift für Beamte.

Ein weiteres Merkmal von Herrschaft ist die *iurisdictio*, die Ausübung der obersten Gerichtsgewalt und die Kompetenz des letzten Wortes in juristischen Streitigkeiten. Auch ein Gericht lebt von der Anerkennung durch diejenigen, die dort das Recht suchen. Menzius sieht in der Anerkennung der Gerichtsgewalt eine Bedingung für Herrschaft, „[a]ber die zu Hofe gingen und Streitigkeiten zu schlichten hatten, gingen nicht zu Yih, sondern kamen zu Ki, dem Sohne Yüs, indem sie sagten: ‚Es ist der Sohn unseres Fürsten‘“ (Kong 2008: Menzius, V, A, 6). In diesem Fall wollte König Yü nicht seinen Sohn, sondern den Vertrauten Yih zu seinem Nachfolger machen. Doch das Volk wollte Ki als König, was daran deutlich wird, dass sie ihre Streitigkeiten an seinem Hof entscheiden ließen, ihn also als obersten Gerichtsherrn und damit Herrscher anerkannten.

3.4 Der Herrscher als Vorbild

In den konfuzianischen Schriften gilt der Herrscher als Vater des Volkes: „Sei zu ihnen, wie man kleine Kindlein hütet!“ (Kong 2008: Da Xue, B, 5), wird an einer Stelle gefordert. Die Untergebenen sollen durch Nachahmung der Herrschenden lernen. „Was die Oberen lieben, das lieben die Unteren sicher noch mehr. Das Wesen des Herrschers ist wie der Wind, das Wesen der Leute ist wie das Gras. Das Gras muss sich beugen, wenn der Wind darüber kommt“ (Kong 2008: Menzius, III, A, 2). Diese Vorbildfunktion bedeutet auch eine hohe Verantwortung für den Herrscher, denn „ist der Fürst erst gut, so wird alles gut. Ist der Fürst erst pflichttreu, so wird alles pflichttreu. Ist der Fürst erst recht, so wird alles recht“ (Kong 2008: Menzius, IV, A, 20) und „[w]enn die Oberen die Gerechtigkeit hochhalten, so wird das Volk nie wagen, widerspenstig zu sein. Wenn die Oberen die Wahrhaftigkeit hochhalten, so wird das Volk nie wagen, unaufrichtig zu sein“ (Kong 2008: Lun Yu, XIII, 4, IV).

4 Die Rezeption des Herrscherbildes bei Wolff

An dieser Stelle soll nur anhand zweier Werke angedeutet werden, wie Wolff chinesisches Gedankengut rezipiert hat, zum einen anhand der *Rede über die Prakti-*

sche Philosophie der Chinesen und zum anderen anhand der späteren Schrift über den Philosophenkönig. Schon in der umstrittenen *Rede über die Praktische Philosophie der Chinesen* kommt Wolffs Bewunderung für das chinesische System zum Ausdruck:

Der Sinesische Staat hat sich lange vor den Zeiten des Confuz der vortrefflichsten Gesetze zu erfreuen gehabt, indem die Fürsten ihren Unterthanen so wohl mit Worten als auch mit ihrem eigenen Beyspiel eine Richtschnur der größten Vollkommenheit zur Nachfolge vor Augen gestellet (...) also daß die Fürsten und Unterthanen den Preis der Tugend einander strittig machten. Denn die alten Kayser und Könige der Sineser waren selbst auch Weltweise: daher hat man sich nicht zu wundern, daß ihr Staat nach dem Ausspruch, welchen Plato gethan hat, glücklich gewesen seye, da Weltweise herrscheten, und die Könige Weltweise waren (Wolff GW I., 21.6: 29 ff.).

Hier zeigt sich, wie er auf die oben genannten Zitate aus den konfuzianischen Werken Bezug nimmt, insbesondere den Vorbildcharakter des Herrschers hebt er noch hervor:

Dazumahl war den Sinesern die Regel noch wohl bekannt, welche ihnen von den alten Weltweisen, welche auch zugleich ihre Kayser und Könige waren, sehr nützlich eingepreget worden ist, daß die Beyspiele der Kayser und Könige den Unterthanen zur Richtschnur ihrer Handlungen dienen sollten (Wolff GW I., 21.6: 54).

Für Christian Wolff ist Staatsziel die allgemeine Glückseligkeit. In dem Beispiel des chinesischen Volkes sah er dieses Ideal weitgehend verwirklicht durch die Philosophenkönige: „Alle Unternehmungen der Sineser hatten zu ihrem Ziel und Endzweck eine gute Regierung, damit nemlich alle und jede, die sich in diesem wohl eingerichteten gemeinen Wesen befänden, glücklich seyn möchten“ (Wolff GW I., 21.6: 193 ff.) und „[d]ahero wurden sie in der (...) Schule der Grösern [dem Buch *Da Xue*, A.B.] aber zur Regierung zubereitet, so daß nemlich, (...) die Regenten aber nur heilsame Dinge zu verrichten anbefehlen, und andern mit ihrem Exempel fürgehen“ (Wolff GW I., 21.6: 195 f.). Auch die Vorstellung vom Individuum als Keimzelle der Staatlichkeit kommt in Wolffs *Rede* zum Ausdruck:

Es erforderten aber die Sineser, daß einer erst sein Thun und Leben recht einrichten müsse, ehe er einen Hausvater abgeben wolle; daß er erst sein Haus wohl regierte, ehe er zum obersten Regimente angenommen werden könnte. Und nach meiner Meynung hatten sie hierinnen nicht unrecht gethan. Denn wie kan einer ein Hauswesen führen, der sich selbst nicht genug zähmen kann. Wie will einer viele regieren können, der nicht einmahl sein Hauswesen, das ist, die wenigen recht zu beherrschen im Stande ist, welche er doch auf das genaueste kennet? Es kommet noch die-

ses hinzu, daß wenn einer andere beherrschen will, er mit seinem Beyspiel auch lehren müsse, daß dasjenige geschehen könne, was er zu thun befiehet, und daß es zu dem Ende befohlen werde, weil es als ein Mittel zur Erlangung der Glückseligkeit anzusehen ist (Wolff GW I., 21.6: 243 ff.).

Diese Gedanken führt Wolff weiter in seiner Schrift *Von den Regenten, die sich der Weltweisheit befleißigen, und von den Weltweisen, die das Regiment führen*. Diese Schrift verfasste er nach der Lektüre der Coupletschen Übersetzung und er nimmt in ihr auch wieder Bezug auf seine ältere Rede.

Ich habe sonsten schon erinnert, daß die alten Kayser und Könige der Sineser Weltweise gewesen seyen, und unter anderen den Fo Hi, der den Bau der Wissenschaften und des Chinesischen Reichs gegründet hat, und seine nächsten Nachfolger deswegen gerühmet. Und diesem hat man es auch zuzuschreiben, daß die Sineser eine so vortreffliche Einrichtung in ihrem gemeinen Wesen gehabt haben, und daß dieses sehr alte Volk vor allen übrigen Einwohnern der Welt von allen Zeiten her in Verwaltung des gemeinen Wesens den Vorzug behauptet ha“ (Wolff GW VI., 21.6: 529).

Im Folgenden legt Wolff eine logische Argumentationskette dar, warum ein Staat glücklich wird, wenn er von Philosophen regiert werde, und rekurriert dabei immer auf das Beispiel des chinesischen Volkes. „Es ist also schon genug, wenn man nur in solchen Geschäften die einem jeden ins besondere zu verrichten zukommen, Weisheit gebraucht“ (Wolff GW VI., 21.6: 540). Das heißt, ein König muss nicht in allen Angelegenheiten weise sein, sondern vor allem in der Staatskunst. Dies bedeutet jedoch nicht, dass Herrschende nicht an anderen Dingen Interesse haben sollten. Wolff zeigt, dass die alten chinesischen Könige Wissenschaftler waren, die sich in Mathematik, Astronomie und Ingenieurskunst auskannten, und dass das durchaus auch von jedem König erwartet werden sollte. Denn wenn ein König die Wissenschaften voranbringe, bringe das die Glückseligkeit aller voran. Nach Wolff hatten die ersten chinesischen Kaiser, die von Konfuzius so gelobt werden, kein Vorbild darin, wie man einen solch großen Staat führen kann, da China kaum Kontakte zu Nachbarstaaten pflegte. Deshalb, so Wolffs These, beruhe ihre ganze Staatsführung auf der Vernunft.

Denn gleichwie sie die Regierung eines Geschlechts oder eines Hauswesens auf die Regierung ihrer selbst mit guten Bedacht ziehen, und in der Regierung ihres Leibes auf die Regierung des Hauswesens wegen der bestimmten Aehnlichkeit schlossen: also zogen sie das gemeine Wesen auch auf das Hauswesen, und stellten sich den Regenten oder einen, der das gemeine Wesen verwaltet, unter der Person eines Hausvaters vor, da sie wegen der bestimmten Aehnlichkeit von dem Hauswesen wieder auf das gemeine Wesen geschlossen haben (Wolff GW VI., 21.6: 569).

Allerdings kritisiert er auch die chinesischen Gelehrten, da sie aus ihrem Wissen keine Lehrsätze bildeten und auch keine Logik in ihr System brachten, sondern es bei einer Ansammlung von Anekdoten von Konfuzius und Menzius beließen; hier kommt der Mathematiker und Systematiker in Wolff zum Vorschein.

5 Die Wirkung der Konfuziusrezeption

Staatszweck ist für Wolff die allgemeine Glückseligkeit, die darauf aufbaut, dass jedes Individuum nach Vervollkommnung strebt, auch die Herrschenden.

Daraus erhellet also, daß ein gemeines Wesen glückselig seye, wann alles und jedes durch bestimmte Sätze entschieden wird, und daß hingegen seine Glückseligkeit auf verschiedene Art verhindert, und dem Bösen alle Freyheit zugestanden wird wenn man nach ungewissen Begriffen entscheidet, folglich für die Glückseligkeit eines Staats besser gesorget werde, wo die Regenten philosophieren, als wo sie keine Weltweisen sind (Wolff GW VI., 21.6: 588).

Deutlich wurde der chinesische Einfluss auf Wolffs naturrechtliches Staatsverständnis. „[A]lles und jedes“ wurde dann tatsächlich im *Preußischen Allgemeinen Landrecht* von 1794 mit seinen Tausenden Paragraphen entschieden. An dieser Stelle kann nicht dargelegt werden, inwieweit das chinesische Gedankengut durch Wolff seinen Weg bis in die Naturrechtsgesetzgebung und die Regentschaft Friedrichs II., der sich in seiner Kronprinzenzeit ausführlich mit Wolffs Werk auseinandergesetzt hat, gefunden hat. Der Gedanke, dass die deutsche Aufklärung und die Naturrechtskodifikationen mit auf einem Gedankenaustausch zwischen Europa und China beruhen, ist jedoch sehr spannend.

Literaturverzeichnis

Albrecht, Michael (1985): Einleitung. In: Wolff, Christian (1721): *Oratio de Sinarum philosophia practica. Rede über die Praktische Philosophie der Chinesen*. Übersetzt, eingeleitet und herausgegeben von Michael Albrecht. Hamburg. S. IX-LXXXIX.

Kong, Qui (2008): *Die Lehren des Konfuzius. Die vier konfuzianischen Bücher. Chinesisch und Deutsch*. Übersetzt und erläutert von Richard Wilhelm. Frankfurt am Main. [zitiert nach Buch, Abschnitt, Kapitel]

Noël, François (2011): *Sinensis Imperii Libri Classici Sex. nimirum Adultorum schola, Immutabile medium, Liber sententiarum, Memcius, Filialis observantia,*

Parvulorum schola, e Sinico idiomate in latinum traducti. Herausgegeben von Henrik Jäger. Reihe Christian Wolff: Gesammelte Werke III, Bd. 132. Hildesheim. (Original 1711) [zitiert als Wolff GW III., 132 (Noël)]

Christian Wolff (1980): Beylagen zur Historischen Lobschrift des Freyherrn von Wolf. In: ders.: *Gesammelte Werke I*, Bd. 10, Hildesheim. S. 33. (Original 1755) [zitiert als Wolff GW I., 10]

Christian Wolff (1981a): Von den Regenten, die sich der Weltweisheit beflleißigen, und von den Weltweisen, die das Regiment führen. In: ders.: *Gesammelte Werke I*, Bd. 21.6. Hildesheim. (Original 1740) [zitiert als Wolff GW I., 21.6]

Christian Wolff (1981b): Rede von der Sittenlehre der Sineser. In: ders.: *Gesammelte Werke VI*, Bd. 21.6. Hildesheim. (Original 1740) [zitiert als Wolff GW VI., 21.6]

Hannah Arendts Begriff des Privaten: mehr als eine rein lokale Dimension von Privatheit

Julia-Maria Mönig

1 Einleitung: Drei Dimensionen des Privaten

Beate Rössler definiert in ihrem 2001 erschienen Buch *Der Wert des Privaten* drei Dimensionen des Privaten: lokale, dezisionale und informationelle Privatheit (Rössler 2001). Lokale Privatheit bedeutet dabei, Anspruch auf Schutz „vor dem Zutritt anderer in Räume oder Bereiche“ zu haben (Rössler 2001: 25). Der Begriff dezisionale Privatheit beschreibt, „den Anspruch [...], vor unerwünschtem Zutritt im Sinne von unerwünschtem Hineinreden, vor Fremdbestimmen bei Entscheidungen und Handlungen geschützt zu sein.“ (ebd.). Als Beispiele für dezisionale Privatheit gelten u.a. Abtreibung und Empfängnisverhütung (vgl. z. B. Cohen 1993). Wenn „Personen den Anspruch haben, vor unerwünschtem Zugang im Sinne eines Eingriffs in persönliche Daten über sich geschützt zu werden, also vor dem Zugang zu Informationen über sie, die sie gerade nicht in den falschen Händen sehen wollen“ (Rössler 2001:25), spricht Rössler von informationeller Privatheit. Diese umfasst z.B. Fragen zum Datenschutz.

2 Der ‚oikos‘: lokale Privatheit bei Hannah Arendt

In ihrem 1958 erschienenen Buch *Vita activa* (Arendt 2003a) beschreibt Hannah Arendt den „Bereich des Privaten“ anhand einer historischen Rekonstruktion des griechischen ‚oikos‘¹. Laut Arendt war die Trennung zwischen Haushalt (‚oikos‘) und Polis sinnvoll, da der Bereich des Öffentlichen, die Polis, durch die Existenz des ‚oikos‘ frei gehalten wurde von den alltäglichen Lebensnotwendigkeiten². In

1 Nach der griechischen und römischen Antike spielte, während des christlichen Mittelalters, die Unterscheidung zwischen öffentlich und privat, so Arendt, keine Rolle. Zu Beginn der Neuzeit gab es im Zuge der Säkularisierung dann wieder Privates und Öffentliches, bis zur „Entstehung der Gesellschaft“ (Arendt 2003a: 81). Durch Veränderungen u.a. in der Arbeitswelt gelangten Dinge an die Öffentlichkeit, die laut Arendt dort nichts zu suchen hatten, die vormals im Bereich des ‚oikos‘ geschahen oder erledigt wurden. Die politische Ökonomie vereint dies in ihrem Namen und hätte für antikes Denken laut Arendt eine *Contradictio in adjecto* dargestellt (vgl. Arendt 2003a: 39). Gleichzeitig mit der Entstehung der Gesellschaft wurde auch das Private verdrängt. An dessen Stelle wurde die Sphäre des Intimen gestellt (Arendt 2003a: 84).

2 Hauke Brunkhorst stellt jedoch fest, dass die von Arendt der Antike zugeschriebene

der Öffentlichkeit wurden dadurch nur rein politische Dinge verhandelt. Das Private im Sinne des ‚oikos‘ war, wie Arendt etymologisch herleitet, dem Wortsinn gemäß privativ, beraubend. Es beraubte diejenigen, die sich nur im privaten Bereich bewegen konnten und durften, der Anwesenheit anderer, gleichsam der Möglichkeit, handelnd und sprechend vor anderen zu erscheinen, wodurch ihnen erst Realität zukam (Arendt 2003a: 73). Hierbei bestanden, so Arendt, zwei „nicht-privative“ Züge des Privaten (Arendt 2003a: 85ff.). Das Private schützte im ersten Sinne Dinge, die zerstört würden, wenn sie ans helle Licht der Öffentlichkeit gelangten. Arendts Ausführungen sind an dieser Stelle metaphorisch. Sie beschreibt nicht, wie eine solche Zerstörung aussehen würde. Betroffen wären ihrer Meinung nach die Geburt und das Sterben eines Menschen. Zum Schutz dieses „verborgenen Anfangs“ und dieses „verborgenen Endes“ ist Eigentum³ nötig, das in der Antike „selbst wiederum [...] mehr [war] als eine Wohnstätte; es bot als Privates den Ort, an dem sich vollziehen konnte, was seinem Wesen nach verborgen“ war (Arendt 2003a: 77). Arendt ist der Meinung, dass ein nur in der Öffentlichkeit zugebrachtes Leben, im Gegensatz dazu, nur im Privaten zu leben, nicht möglich sei. Als zweites nicht-privatives Charakteristikum des Privaten nennt Arendt die Dringlichkeit, mit der wir „das kleine Stück Welt, das uns gehört zum täglichen Gebrauch und Verbrauch“ benötigen, da, wie sie Locke zitiert, wir ohne Eigentum „mit dem Gemeinsamen nichts anfangen“ können (Arendt 2003a: 86).

Die Beziehung zwischen Öffentlichkeit und Privatheit beschreibt Arendt wie folgt:

[Von politischer Bedeutung ist, J.M.M.] nicht das Innere dieses Bereichs, dessen Geheimnis die Öffentlichkeit nichts angeht, sondern seine äußere Gestalt, dasjenige nämlich, was von außen errichtet werden muß, um ein Inneres zu bergen [...]. Innerhalb des Öffentlichen erscheint das Private als ein Eingegrenztes und Eingezäuntes, und die Pflicht des öffentlichen Gemeinwesens ist es, diese Zäune und Grenzen zu wahren, welche das Eigentum und Eigenste eines Bürgers von dem seines Nachbarn trennt und gegen ihn sicherstellt. Was wir heute Gesetz nennen, bedeutete zumindest bei den Griechen ursprünglich so etwas wie eine Grenze, die in früher Zeit ein sichtbarer Grenzraum war, eine Art Niemandsland, das jeden, der überhaupt ein Jemand war, umschloß und einhegte. Zwar ist das Gesetz der Polis über diese uralten Vor-

Unterscheidung zwischen dem Bereich der Freiheit und dem der Notwendigkeit eigentlich aus dem Deutschen Idealismus stamme (Brunkhorst 2000:186).

³ Arendt unterscheidet zwischen Eigentum und Besitz. Dies verdeutlicht sie u.a. an einem Vergleich zwischen der griechischen Polis und der römischen ‚res publica‘. Im antiken Rom seien Sklaven berechtigt gewesen, Besitz zu erlangen, weder in Rom noch in Athen stand es ihnen jedoch zu, Eigentum und somit die Voraussetzung für Bürgerrechte, die Teilnahme am öffentlichen Leben, zu erwerben (Arendt 2003a:74ff.).

stellungen hinausgegangen, aber auch ihm haftet noch deutlich eine räumliche Bedeutung an. [...] Ohne die Mauer des Gesetzes konnte ein öffentlicher Raum so wenig existieren wie ein Stück Grundeigentum ohne den es einhegenden Zaun; jene umhegte und beherbergte das politische Leben der Stadt, wie dieser das ‚private‘ Leben ihrer Bewohner schirmte und schützte (Arendt 2003a: 77f.).

Privatheit und Öffentlichkeit sind für Arendt interdependent. Wenn die Öffentlichkeit abstirbt, so ist auch das Private radikal bedroht (Arendt 2003a: 75). Der „einzige [...] positive [...] Bezug des Öffentlichen zum Privaten“ besteht „in der Pflicht der Staaten“, „Privateigentum zu schützen“ (Arendt 2003a: 76).

Arendts *Vita activa* ist oft als ‚Polis-Nostalgie‘ interpretiert worden⁴. Nehmen wir an, Arendt sähe wirklich die antike griechische Ordnung als Vorbild für eine heutige politische Öffentlichkeit an. Dies würde u.a. bedeuten, dass wir in einer Demokratie einen Marktplatz, die ‚agora‘, benötigen würden, auf der politisch handelnde Menschen öffentlich in Erscheinung treten und miteinander handeln und sprechen könnten. Können oder müssen wir dann auch davon ausgehen, dass der ‚oikos‘ als Vorbild für eine heutige Form von Privatsphäre gelten soll? Arendt übertitelt in der von ihr überarbeiteten deutschen Übersetzung von *The Human Condition*, *Vita activa* das entsprechende Kapitel mit „Der Raum des Öffentlichen und der Bereich des Privaten“. Hier scheint sie bereits unterschiedliche Begriffe passender zu finden, als beide Bereiche mit einem Wort zu bezeichnen, wie im Original⁵. In diesem, dem zweiten Kapitel in *Vita activa*, nennt sie die jeweiligen Kapitel dann „Der öffentliche Raum: das Gemeinsame“ und „Der private Bereich: Eigentum und Besitz“ (vgl. Arendt 2003a: 5). Die Thematisierung des Öffentlichen und des Privaten begrenzt sich nicht auf diese beiden Kapitel; Arendt wird im späteren Verlauf des Buches auf die von ihr eingeführten Begriffe zurückkommen⁶. Arendts Verständnis des Privaten wurde oft nur als eine räumliche Institution neben einer räumlich existierenden Polis als Versammlungsort verstanden, was durch den Gebrauch dieser topographischen Metaphern verständlich ist.⁷ Feministische Kritike-

4 Jacques Taminaux untersucht beispielsweise die Arendt oft unterstellte „Graecomania“ (Taminaux 2000).

5 Im englischen Original hat Arendt die Kapitel betitelt mit „The Public and the Private Realm“ (Arendt 1974).

6 Vgl. im Original: „The Public Realm: The Common“ und „The Private Realm: Property“ (Arendt 1974).

7 Beate Rössler setzt sich mit Arendts Privatheitsbegriff im Zusammenhang mit dezisionaler Privatheit und Freiheit auseinander (vgl. Rössler 2001:194-199), erwähnt sie jedoch auch hinsichtlich lokaler Privatheit, u.a. in Bezug auf Eigentum/Reichtum (ebd. 256) als

rinnen haben diesen Raum des Privaten, auf den der Staat keinen Zugriff hat, kritisch betrachtet.

3 Feministische Privatheitskritik an Arendts Philosophie

Die feministische Kritik schlechthin gibt es nicht. Wenn wir davon ausgehen, dass „[d]er Begriff Feminismus [...] das Bestreben [bezeichnet], die Diskriminierung von Frauen aufgrund ihres Geschlechts zu überwinden und Geschlechtergerechtigkeit zu etablieren“ (Nagl-Docekal 2008: 315) und hieraus ableiten, was feministische Theorien verbindet, ist es kein Wunder, dass Arendts Darstellung des Privaten, die scheinbar die Polis und damit den ‚oikos‘ wiederherstellen will, Kritik erntet, da die antike griechische Polis Frauen⁸ von jeglicher politischer Tätigkeit in der Öffentlichkeit ausschloss. Dieser begrenzte Privatheitsbegriff liefert zudem genau den Raum, vor dem die feministische Privatheitskritik gewarnt hat. Seyla Benhabib bringt es auf den Punkt. Es handele sich um „Kritik an der Einteilung öffentlich/privat und an der Art und Weise, wie diese Dichotomie benutzt wurde, um im Privatbereich häusliche Gewalt, Kindesmißbrauch und Vergewaltigung in der Ehe zu vertuschen [...]“ (Benhabib 2006: 332f.).

Würde eine Retablierung der Polis eine Wiederkehr des ‚oikos‘ oder eher der römischen ‚familia‘, da die Römer die Bedeutung von Eigentum als einem angestammten Platz in der Welt und den Unterschied zum Reichtum kannten, so Arendt, bedeuten?

4 Hannah Arendt: „Cover girl“ und „Frauenfrage“

Hannah Arendt selbst wollte weder in der Öffentlichkeit stehen, noch war sie eine Verfechterin von Gleichberechtigung. In einem Brief an Karls Jaspers schrieb sie 1951, wie unangenehm es ihr sei, dass sie anlässlich der Veröffentlichung von *The Origins of Totalitarianism* (Arendt 2006), nun ein amerikanisches „Cover girl“ sei⁹. In *Vita activa* (Arendt 2003a) gibt es eine Textstelle, der zufolge Arendt die Arbeiteremanzipation und die Emanzipation der Frauen vergleicht, und die

Voraussetzung für den „angestammten Platz in der Welt“. Insgesamt kommt Rössler zu dem Schluss, dass Arendts Theorie des Privaten keinen Raum für Autonomie bietet und insofern „defizient“ ist (ebd. 276).

⁸ Der Ausschluss galt ebenso für Sklaven und andere Nicht-Bürger.

⁹ Die *Saturday Review of Literature* hatte anlässlich einer Rezension von *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft* von Hans Kohn am 24. März 1951 ein Bild von Arendt auf der Titelseite (vgl. Arendt 1985:757), das Titelblatt ist abgedruckt im Briefwechsel zwischen Hannah Arendt und Martin Heidegger (Arendt 2002:258, Abb. 5).

anti-emanzipatorisch verstanden wurde¹⁰. Außerdem sagt sie im Interview mit Günter Gaus, es gäbe ihrer Meinung nach Tätigkeiten, die sich für Frauen „nicht schick[t]en“. Sie wollte auch weder von Günter Gaus, noch in Bezug auf eine Vorlesungsreihe an der Princeton University, hervorgehoben wissen, dass sie die erste Frau in der jeweiligen Reihe war (Arendt 1996: 44 und Arendt/Jaspers 1985: 309). Vor dem Zweiten Weltkrieg schrieb sie allerdings eine Rezension zu einem Buch von Alice Rühle-Gerstels *Das Frauenproblem der Gegenwart* (Arendt 1932). Woher stammt dann dennoch das Interesse von feministischen Theoretikerinnen an Hannah Arendt? Differenzfeministinnen haben sich Arendts Werken offensichtlich zugewandt, weil sie dachten, Arendt habe ihnen etwas explizit „Gynozentrisches“ anzubieten (Honig 1995: 2).

5 Informationelle Privatheit in Arendts Werk

Wie oben ausgeführt, hängen für Arendt Öffentlichkeit und Privatheit eng zusammen. In totalitären Systemen wurde nicht nur die Öffentlichkeit, sondern auch die Privatheit der Bürgerinnen und Bürger zerstört. Dies war Teil des Systems, da die Ideologie alle Lebensbereiche durchdringen sollte¹¹. Ein Beispiel, das Arendt in *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft* (Arendt 2006) nennt, kann als Verletzung informationeller Privatheit, informationeller Selbstbestimmung und Verstoß gegen den Datenschutz interpretiert werden, ist aber gleichzeitig eine Überwachungsmethode eines Staates gegen seine eigenen Bürger und Bürgerinnen.

Es heißt, daß die zaristische Geheimpolizei, die Ochrana, ein besonderes Registrierungsverfahren erfunden hatte, wonach jeder in Rußland Verdächtige auf einer Riesenwandkarte durch einen roten Kreis, in dessen Mitte sein Name stand, vermerkt wurde. Kleinere rote Kreise, mit dem Kreis des Hauptverdächtigen verbunden, kennzeichneten seine politischen, grüne Kreise seine nichtpolitischen Bekannten [...]. Offensichtlich hat diese Methode [...] ihre Grenzen nur an der Größe der Wandkarte. Theoretisch wäre es durchaus denkbar, daß eine einzige solche Karte in riesenhaften Ausmaßen die Beziehungen und Querverbindungen eines großen Territoriums enthält. Und genau dies entspricht dem Wunschtraum totalitärer Polizei. [...] Der Traum

10 Arendt führt aus: „Daß die Neuzeit die Arbeiter und die Frauen in nahezu dem gleichen historischen Augenblick emanzipiert hat, geht nicht nur auf Konto einer größeren Vorurteilslosigkeit, sondern hängt aufs engste damit zusammen, daß die moderne Gesellschaft die mit den Lebensnotwendigkeiten verbundenen Tätigkeiten und Funktionen aus ihrem jahrtausendealten Versteck an das Licht der Öffentlichkeit gebracht hat.“ (Arendt 2003a:89).

11 Arendt zitiert den Nationalsozialisten Robert Ley, dass in Nazi-Deutschland der einzige Mensch, der noch Privatheit habe, derjenige sei, der schliefe (Arendt 2006:723).

der technisierten Polizei unter totalitären Bedingungen [...]; sie träumt davon, mit einem Blick auf die Riesenkarte an der Bürowand ausfindig machen zu können, wer zu wem Beziehungen hat; und dieser Traum ist grundsätzlich nicht unerfüllbar, er ist nur etwas schwierig in seiner technischen Ausführbarkeit (Arendt 2006: 898).

Die „technische Ausführbarkeit“ dieses Traums der totalitären Polizei ist heute kein Problem mehr. So hat bereits ein Facebook-Praktikant auf der Grundlage von Nutzerdaten eine Karte mit dem Titel „Visualizing friendships“ designt, die verschiedene Freundschaftsbeziehungen zwischen Städten abbildet (vgl. Butler 2010). Handelt es sich hier noch um eine von den individuellen Usern und Userinnen abstrahierte Darstellung, ist mit demselben Code wohl auch eine Darstellung der Facebook-„Freundschaften“ eines einzelnen Menschen möglich. In den Kommentaren zu der o.g., im Dezember 2010 veröffentlichten Graphik war bereits die Nachfrage zu lesen, ob eine solche Karte denn auch für die eigenen Beziehungen erstellt werden könne (ebd.).

6 Dezionale Privatheit

Hannah Arendts Privatheitsverständnis enthält auch eine dezisionale Dimension. Diese wird insbesondere in ihren Schriften zur Erziehung (Arendt 1958 und 1986a) deutlich. Da Kinder vor der Öffentlichkeit, der „Welt“ geschützt werden müssen, während die Welt gleichzeitig vor ihrem Ansturm, dem Ansturm der „Neuen“, geschützt werden muss, sollen sie nur in einem geringen Maße mit Politischem konfrontiert werden. Erziehung gehört für Arendt in den Bereich des Privaten, die Schule wiederum gehört in einen Bereich zwischen Öffentlichkeit und Privatheit und soll die Kinder auf die Welt vorbereiten. Ein demokratischer Staat habe nur in geringem Ausmaß das Recht, politische Erziehung zu leisten. Eltern hätten hingegen das Recht, über die Erziehung ihrer Kinder zu bestimmen. Diese Haltung führte u.a. zu Arendts Positionierung zu den Vorkommnissen in *Little Rock* (Arendt 1986)¹². In diesem umstrittenen Essay¹³ bezieht Arendt Stellung für Rassensegregation an Schulen, da sie der Meinung ist, dass (weiße) Eltern das Recht haben müssten, zu bestimmen, mit welchen Kindern ihr Kind eine Schule besucht. Au-

12 Vgl. *Little Rock. Ketzerische Ansichten über die Negerfrage und equality* (Arendt 1986). Der Untertitel stammt vom deutschen Übersetzer, im englischsprachigen Original hieß der Titel *Reflections on Little Rock* (Arendt 2003b).

13 Um den Abdruck des Essays gab es, da Arendt sich implizit für Segregation an Schulen ausspricht, eine Kontroverse. Für eine kritische Auseinandersetzung vgl. z.B. Benhabib 2006 (233–246), die auch bemerkt, dass es Arendt darum ging „irgendeinen Bereich privater Autonomie und Erziehung unangetastet zu erhalten.“ (ebd. 235).

ßerdem sollen laut Arendt Erwachsene ihre Konflikte nicht auf Kosten der Kinder austragen.¹⁴ Sie begründet dies mit ihrer eigenen Biographie, da sie als jüdisches Kind Ausgrenzung erlebt hat. Arendt verweist, wie Seyla Benhabib bemerkt, an dieser Stelle als einer von wenigen auf ihre Identität „zur Stützung ihrer Ansichten“ (Benhabib 2006: 236), ihre hierauf basierte Distanzierung vom „amerikanischen Rassismus“ (ebd.), den sie nur schwer verstehen könne, da sie europäischer Herkunft sei, widerspräche jedoch, so Benhabib, „in nahezu peinlicher Weise ihren sonstigen Auffassungen“ (ebd.): „[...] Arendt wußte durch ihre Überlegungen zu Palästina und zum Zionismus sehr wohl, daß einer verfolgten Minderheit anzuhören, keinerlei Gewähr für die Stichhaltigkeit der eigenen Ansichten bietet. [...] In einem Augenblick eklatanten Selbstwiderspruchs entlastet sie die Amerikaner vom Übel der Sklaverei und schiebt statt dessen den Europäern die Schuld zu.“ (ebd.).

7 Zu Hause sein in der Welt

Eine weitere Thematisierung des Privaten findet sich bei Arendt an verschiedenen Stellen, die jedoch nicht direkt mit den oben genannten, in der Privatheitsforschung diskutierten Dimensionen bezeichnet werden kann. Der nachfolgend genannte Aspekt des „In-der-Welt-zu-Hause-Seins“ steht in Zusammenhang mit der lokalen Dimension des Privaten und mit Arendts Idee der Bindung des privaten Ortes an Eigentum¹⁵. Im Essay *Wir Flüchtlinge*¹⁶(Arendt 1986b) beschreibt Arendt die Situation der Exilantinnen und Exilanten folgendermaßen:

Wir haben unser Zuhause und damit die Vertrautheit des Alltags verloren. Wir haben unseren Beruf verloren und damit das Vertrauen eingebüßt, in dieser Welt irgendwie von Nutzen zu sein. Wir haben unsere Sprache verloren und mit ihr die Natürlichkeit unserer Reaktionen, die Einfachheit unserer Gebärden und den ungezwungenen Ausdruck unserer Gefühle. Wir haben unsere Verwandten in den polnischen Ghettos zurückgelassen, unsere besten Freunde sind in den Konzentrationslagern umgebracht worden, und das bedeutet den Zusammenbruch unserer privaten Welt (Arendt 1986b, 7f.).

14 Zu Arendts Ansichten über Erziehung siehe auch „Possibly preventing catastrophes: Hannah Arendt on democracy, education and judging“ (Mönig 2012).

15 Diejenigen Menschen, deren Wohnungen und Häuser im Sommer 2013 in Teilen Deutschlands Hochwasserschäden erlitten haben, würden Arendts Bindung an ein Eigentum und einen angestammten Platz in der Welt sicher zustimmen.

16 Zuerst 1943 erschienen in *The Menorah Journal*. Im Original: „[...] the rupture of our private lives.“ (Arendt 2008:265).

Arendt benennt im Angesicht ihrer Exilerfahrungen¹⁷ sowie der Erfahrungen mit dem NS-Regime, u.a. in einem Internierungslager, verschiedene Aspekte, die die private Welt für sie und die anderen Flüchtlinge ausmachten.¹⁸ Es geht um eine Dimension des Privaten, die ein „Zu Hause Sein“ bedeutet, ein Zu-Hause-Sein in einer Welt, die „aus den Fugen geraten ist“ (Arendt 1958). Dies ist neben den biographischen Dimensionen auch zu verstehen vor dem Hintergrund von Arendts Analyse der Gegenwart in *Vita activa*, zu dessen Beginn sie sich damit auseinandersetzt, dass menschliches Leben nach Sputnik prinzipiell nicht mehr an die Erde gebunden ist. Wie viele andere Flüchtlinge lebten Arendt und ihr Mann mit der Angst, eines Tages ihre Koffer erneut packen zu müssen. Es handelte sich um die Suche nach einem zu Hause in einer Welt, in der Rechte nur für Bürgerinnen und Bürger bestimmter Staaten garantiert wurden und an eine Staatszugehörigkeit gebunden waren.¹⁹

Seyla Benhabib hat diesen Gedanken bereits 1996 (Benhabib 2006) formuliert, ich möchte ihn an dieser Stelle noch erweitern um den Zusatz, dass es um ein „in der Welt“ zu Hause-sein geht:

Mit Arendts Auffassung vom ‚Zuhause‘ – das ist nun meine [Seyla Benhabibs, JMM] Terminologie, nicht ihre – kommen wir zu dem bedeutsamsten Sinn, den das Private in ihrer Theorie hat und den die heutige feministische Theorie kultivieren sollte. Ich möchte allerdings [...] zwischen einer bestimmten häuslichen Struktur, nämlich der monogamen Kleinfamilie mit männlichem Hausvorstand, und dem ‚Zuhause‘²⁰ unterscheiden (Benhabib 2006: 331).

Benhabib unternimmt hier eine Reformulierung des Begriffs des Privaten bei Arendt (Benhabib 2006: 332). Ich erweitere das Verständnis des Privaten als ‚Zuhause‘ mit einem Begriff Arendts, zu einem „In der Welt zu Hause sein“. Hinzugezogene Briefwechsel zwischen Arendt und ihrem Mann Heinrich Blücher zeigen, dass Arendt (und ihr Mann) sich gegenseitig sowie ihre Freunde und Freundinnen

17 Arendt musste 1933 nach Frankreich, 1941 in die USA fliehen. Vgl. die ausführlichste Biographie Arendts, die bereits 1982 Elisabeth Young-Bruehl schrieb (Young-Bruehl 2004).

18 Den Verlust der Sprache sieht Arendt 20 Jahre später nicht mehr. Im Gegenteil, im Fernseh-Interview mit Günter Gaus sagt sie, dass einzige, das bleibe, sei „die Muttersprache“ (Arendt 1996a).

19 Arendt forderte aufgrund der historischen Ereignisse im 20. Jahrhundert, der Vertreibungen und des Genozids durch die Nazis, ein „Recht, Rechte zu haben“ (Arendt 2006).

20 Im englischsprachigen Original spricht Benhabib von „home“ (Benhabib 2003:213).

als Zuhause betrachten. Arendt schreibt, dass ihr Mann für sie „die vier Wände“ bedeutet.²¹ Benhabib gelingt hier außerdem eine Vereinigung von feministischen Fragestellungen mit Arendts Philosophie.

8 Schluss

Hannah Arendts Privatheitsbegriff beschränkt sich nicht auf die Darstellung des antiken griechen ‚oikos‘ als Raum, aus dem keine „sozialen“ Fragen und keine „ökonomischen“ Tätigkeiten, keine Hausarbeit, nichts, was notwendig zum Lebensunterhalt dient, an die Öffentlichkeit dringen.

Vor dem Hintergrund der politischen Ereignisse im 20. Jahrhundert und ihrer damit zusammenhängenden eigenen biographischen Erfahrung des Verfolgt- und Vertriebenwerdens und Flüchtlingseins sowie ihrer Analyse der *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft* thematisiert Arendt das Private in weiteren Zusammenhängen. Die dezisionale Dimension von Privatheit kommt in ihrem Erziehungsverständnis zum Tragen, bei dem sie sowohl zum Schutze der Kinder als auch zum Schutze der Welt eine strikte Trennung zwischen einem öffentlichen und einem privaten Bereich fordert. Die informationelle Dimension von Privatheit, der Schutz personenbezogener Daten und Informationen kann abgeleitet werden aus den Ergebnissen ihrer Analyse der „Ursprünge totaler Herrschaft“. Auf der Suche nach einem „angestammten“ Platz in der Welt erfährt Arendt biographisch, dass „Zuhause sein“ für sie auch das Beisammensein mit ihrem zweiten Mann Heinrich Blücher sowie mit Freunden und Freundinnen bedeutet.

Wenn wir berücksichtigen, dass im 20. Jahrhundert im Nationalsozialismus mit dem Holocaust etwas geschehen ist, das „nie [hätte] geschehen dürfen“ (Arendt 1996a: 61), wie Arendt sich ausdrückt, sollten wir ihre Trennung von Privatheit und Öffentlichkeit ernst nehmen und angesichts aktueller Diskussionen um (informationelle) Privatheit berücksichtigen, dass die Zerstörung des Privaten eines der Elemente war, die zur Entstehung totalitärer System geführt hat.

21 Benhabib selbst zitiert einen Brief Heinrich Blüchers an Hannah Arendt von 1950 in ihrem Essay „Das Persönliche ist nicht das Politische“ von 1999, um den ihr Buch erweitert wurde (Benhabib 2006:356). Blücher antwortet auf Arendts „Stups [Arendts Kosenname für Heinrich Blücher, JMM] – [...] die vier Wände, die du bist“ (Arendt/Blücher 1996:208), er habe sich in „dieser Welt hier ein ewiges Zuhause gegründet“, durch seine Frau und „Freunde“, nachdem er „Heimatlosigkeit erfahren“ und „akzeptiert“ hatte und von sich sagen konnte 'Wo ich bin, da bin ich nicht zu Hause'“ (Arendt/Blücher 1996:213).

Dass der Staat keinen Zugriff auf den Bereich des Privaten hat, muss natürlich nach mehreren Jahrzehnten feministischer Debatte um Vergewaltigung in der Ehe, angesichts von Kindesmisshandlung und ähnlichen Straftaten in einem anderen Licht betrachtet werden. Wie Benhabib argumentiert, ist Arendts Privatheitsverständnis mit feministischem Verständnis von Privatheit vereinbar. Die feministischen Einwände gegen einen Staat, der nicht in das Private eingreifen darf, sind jedoch noch nicht lange in der Realität verankert. Das Recht auf gewaltfreie Erziehung beispielsweise wurde erst im Jahr 2000 explizit ins Bürgerliche Gesetzbuch geschrieben.

Literaturverzeichnis

Primärliteratur

Arendt, Hannah (1932): Dr. Alice Rühle-Gerstel: *'Das Frauenproblem der Gegenwart' Eine psychologische Bilanz*. Verlag S. Hirzel, Leipzig 1932, 420 S. In: *Die Gesellschaft* (1932), Bd. 10, S. 177–179.

Arendt, Hannah (1958): *Die Krise in der Erziehung*. Bremen.

Arendt, Hannah (1974): *The Human Condition*. Chicago.

Arendt, Hannah/Jaspers, Karl (1985): *Briefwechsel 1926-1969* hrsg. v. Köhler, Lotte/Saner, Hans. München, Zürich.

Arendt Hannah (1986a): Little Rock. Ketzerische Ansichten über die Negerfrage und equality. In: Marie-Luise Knott (Hrsg.). *Zur Zeit. Politische Essays*. Hamburg. S. 95–117.

Arendt Hannah (1986b): *Wir Flüchtlinge* hrsg. v. Knott, Marie-Luise. Hamburg.

Arendt, Hannah (1996a): Ich will verstehen. Selbstauskünfte zu Leben und Werk. hrsg. v. Ludz, Ursula. München.

Arendt, Hannah/Blücher, Heinrich (1996b): *Briefe 1936–1968* hrsg. v. Köhler, Lotte. München.

Arendt, Hannah/Heidegger, Martin (2002): *Briefe 1925 bis 1975 und andere Zeugnisse* hrsg. v. Ludz, Ursula. Frankfurt am Main.

Arendt, Hannah (2003a): *Vita activa oder vom tätigen Leben*. München.

Arendt, Hannah (2003b): Reflections on Little Rock. In: Kohn, Jerome (Hrsg.) *Responsibility and Judgment*. New York. S. 293–213.

Arendt, Hannah (2006): *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft. Antisemitismus, Imperialismus, totale Herrschaft*. München.

Arendt, Hannah (2008): We Refugees. In: Kohn, Jerome/Feldman, Ron H. (Hrsg.). *The Jewish Writings*. New York, S. 264–274.

Wissenschaftliche Literatur:

Benhabib, Seyla (2003): *The Reluctant Modernism of Hannah Arendt*. Lanham.

Benhabib Seyla (2006): *Hannah Arendt. Die melancholische Denkerin der Moderne*. Frankfurt a. Main.

Brocke, Edna (2008): *Afterword 'Big Hannah' – My Aunt*. In: Hannah Arendt, *The Jewish Writings* hrsg. v. Kohn, Jerome /Feldman, Ron H. New York, S. 512–521.

Brunkhorst, Hauke (2000): Equality and elitism in Arendt. In: Villa, Dana R. (Hrsg.). *The Cambridge Companion to Hannah Arendt*. Cambridge, S. 178–198.

Butler, Paul (2010): Visualizing Friendships, online verfügbar unter: <https://www.facebook.com/notes/facebook-engineering/visualizing-friendships/469716398919>, zuletzt abgerufen am 18.6.2013.

Cohen, Jean L. (1993): Zur Neubeschreibung der Privatsphäre. In: Menke, Christoph (Hrsg.). *Zur Verteidigung der Vernunft gegen ihre Liebhaber und Verächter. Albrecht Wellmer zum 60. Geburtstag gewidmet*. Frankfurt a. Main, S. 300–332.

Dietz, Mary G. (1995): Feminist Receptions of Hannah Arendt. In: Honig, Bonnie (Hrsg.). *Feminist Interpretations of Hannah Arendt*. University Park, S. 17–50.

Gosepath, Stefan/Hinsch, Wilfried/Rössler, Beate (Hrsg.) (2008): *Handbuch der Politischen Philosophie und Sozialphilosophie. Band 1 A-M*. Berlin.

Honig, Bonnie (Hrsg.) (1995): *Feminist Interpretations of Hannah Arendt*. University Park.

Mönig, Julia M. (2012): Possibly preventing catastrophes: Hannah Arendt on democracy, education and judging. In: *Ethics and Education* 7. H. 3, S. 237–249.

Nagl-Docekal, Herta (2008): Feminismus. In: Gosepath, Stefan/Hinsch, Wilfried/Rössler, Beate (Hrsg.). *Handbuch der Politischen Philosophie und Sozialphilosophie. Band 1 A-M*. Berlin, S. 315–321.

Rössler, Beate (2001): *Der Wert des Privaten*. Frankfurt a. Main.

Taminaux, Jacques (2000): Athens and Rome. In: Villa, Dana R. (Hrsg.). *The Cambridge Companion to Hannah Arendt*. Cambridge, S. 165–177.

Young-Bruehl, Elisabeth (2004): *Hannah Arendt. For Love of the World*. New Haven.

4 Mathematik

Approximation über Gebieten – Wie nähern wir uns an?

Nada Sissouno

1 Einleitung

Der mathematische Bereich der Approximationstheorie spielt in vielen theoretischen und praktischen Anwendungen eine fundamentale Rolle. So werden diese Anwendungen beispielsweise im Bereich des „Reverse Engineering“ (Várady et al. 1997) oder der „Simulation“ (Höllig 2003; Höllig et al. 2001) verwendet. Insbesondere wenn es um Approximationen über beschränkten Gebieten geht, treten hierbei nach wie vor einige Probleme auf. Doch bevor auf diese näher eingegangen wird, soll kurz geklärt werden, was unter „Approximation über Gebieten“ zu verstehen ist. In dieser Arbeit sind unter *Gebieten* Teilbereiche einer Ebene zu verstehen. Genauer heißt das offene, nichtleere und zusammenhängende Teilmengen von \mathbb{R}^2 , wie zum Beispiel der durch die blaue Linie in Abb. 1¹ eingeschlossene Bereich. Über diesen Gebieten sind zum Beispiel durch Messungen Daten gegeben, welche approximiert beziehungsweise angenähert werden sollen. Für die Approximation sollen möglichst einfache Objekte verwendet werden, welche gut in Computerprogrammen umsetzbar und deren Eigenschaften leicht kontrollierbar sind.

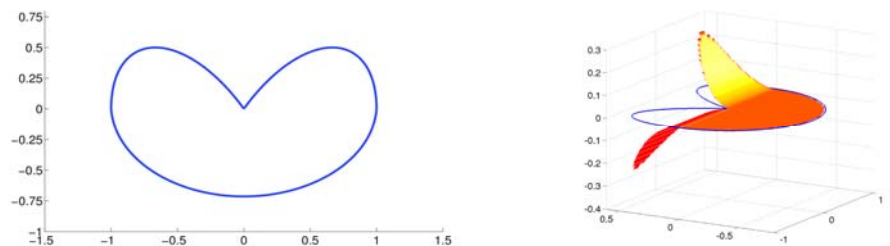


Abb. 1: Gebiet im \mathbb{R}^2 (links), zu approximierende Funktion (rechts)

Im Folgenden werden für die Approximation die sogenannten Tensorprodukt-Splines der Ordnung n verwendet, wobei n eine beliebige natürliche Zahl ist. *Tensorprodukt-Splines der Ordnung n* sind Funktionen, welche aus Polynomen vom Grad $n - 1$ zusammengesetzt sind und an den Verbindungspunkten der Polynomstücke keine Sprünge, Knicke und ähnliche allgemeinere Eigenschaften besitzen.

¹ Alle Abbildungen sind eigene Darstellungen.

Der Grad eines Polynoms p wird durch den höchsten Exponenten der Variablen des Polynoms bestimmt. Eine Parabel, wie beispielsweise $p(x) = x^2$, hat den Grad 2. Im eindimensionalen Fall und für Approximationen über dem gesamten \mathbb{R}^2 besitzen die Tensorprodukt-Splines perfekte Eigenschaften (vgl. de Boor 1978). Hierzu zählt beispielsweise eine geringe Anfälligkeit bezogen auf Fehler in den anzunähernden Daten, welche zum Beispiel durch Fehler in den Messungen entstehen können, und dass der Fehler, welcher bei der Approximation begangen wird, sich auf eine bestimmte Weise abschätzen lässt. Einige wichtige Eigenschaften gehen allerdings verloren, wenn der Bereich der Approximation auf ein Gebiet eingeschränkt wird. Gerade bezüglich ihrer Kontrollierbarkeit und Umsetzbarkeit in Computerprogrammen sind die Tensorprodukt-Splines trotzdem besonders interessante Funktionen für Approximationen. In dieser Arbeit soll gezeigt werden, wie durch einfache Modifikationen der Tensorprodukt-Splines Funktionen gebildet werden können, welche alle Eigenschaften besitzen, die für die Approximation auf Gebieten im \mathbb{R}^2 erwünscht sind.

Die Konstruktion der Tensorprodukt-Splines und ihre Eigenschaften werden in Kapitel 0 näher beschrieben. Dabei wird vor allem genauer darauf eingegangen, welche Eigenschaften für die Approximation erwünscht sind und wieso diese im Falle der Approximation über Gebieten nicht mehr erfüllt werden können. In Kapitel 0 wird gezeigt, welche Modifikationen in der Konstruktion notwendig und hinreichend sind, um geeignete Splines für die Approximation zu erhalten. Anhand eines Beispiels wird schließlich das Approximationsverhalten der neuen Splines mit dem bereits bekannter Methoden verglichen.

2 Tensorprodukt-Splines und Gebiete

Die Bausteine der Tensorprodukt-Splines sind sogenannte B-Splines. Sie bilden die Basis der Splines. Jeder Spline wird durch eine Linearkombination der B-Splines gebildet. Diese Konstruktion lässt sich am Beispiel von Polynomen gut erklären. Wir betrachten dazu das Polynom $p(x) = a_0 + a_1x + a_2x^2$, wobei a_0 , a_1 und a_2 beliebige reelle Zahlen sind. Die Bausteine sind die Monome x^2 , x und 1. Das Polynom p wird offensichtlich aus den Monomen gebildet, indem diese mit den reellen Zahlen a_0 , a_1 und a_2 , welche *Koeffizienten* genannt werden, multipliziert und diese Produkte anschließend summiert werden. Dieses Konstrukt wird Linearkombination der Monome x^2 , x und 1 genannt. Im Falle der Splines werden statt der Monome die B-Splines verwendet. Was diese B-Splines sind und wie dann der Spline aussieht und welche Eigenschaften dieser hat, soll Thema dieses Kapitels sein.

2.1 B-Splines

Grob gesprochen sind *B-Splines* Funktionen, welche aus Polynomstücken zusammengesetzt sind und nur über einem endlichen zusammenhängenden Bereich Werte ungleich Null besitzen. Der Bereich, in dem Funktionen ungleich Null sind, wird als ihr *Träger* bezeichnet. Die zweidimensionalen B-Splines ergeben sich durch einfache Multiplikation eindimensionaler B-Splines. Daher wird die Konstruktion der B-Splines zuerst anhand des eindimensionalen Falls erklärt.

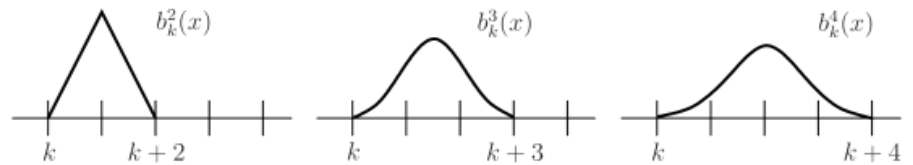


Abb. 2: B-Splines der Ordnung 2, 3 und 4 mit Knoten aus den ganzen Zahlen

Um die eindimensionalen B-Splines zu bilden, wird der Wertebereich \mathbb{R} gleichmäßig in Intervalle der Länge h unterteilt. Die Unterteilungspunkte werden *Knoten* t_k genannt, wobei der Index k die ganzen Zahlen durchläuft. An jedem Knotenpunkt beginnt nun ein B-Spline. Soll ein Spline von einer bestimmten Ordnung n gebildet werden, so spiegelt sich dies in den B-Splines wider. Diese strecken sich in diesem Fall über n Intervalle und auf jedes dieser Intervalle eingeschränkt entsprechen sie einem Polynom vom Grad $n - 1$. Der B-Spline der Ordnung n , welcher an dem Knoten t_k beginnt, wird mit b_k^n bezeichnet. In Abb. 2 ist jeweils ein B-Spline der Ordnung 2, 3 und 4 dargestellt, welcher an dem Knoten $t_k = k$ beginnt. Der linke B-Spline b_k^2 erstreckt sich über 2 Intervalle, also über den Bereich von k bis $k + 2$, welcher der Träger des B-Splines ist. Auf jedem Intervall entspricht er einer Geraden, also einem Polynom vom Grad 1. Wie gesagt, beginnt an jedem Knoten ein B-Spline, sodass auf jedem Intervall genau n B-Splines von Null verschieden sind. Durch Linearkombinationen dieser B-Splines können nun eindimensionale Splines gebildet werden. Ein Spline der Ordnung 4 ist in **Fehler! Verweisquelle konnte nicht gefunden werden.** dargestellt. Die roten Punkte sind die *Kontrollpunkte*, welche die Koeffizienten widerspiegeln. Auf nähere Details soll hier nicht eingegangen werden.

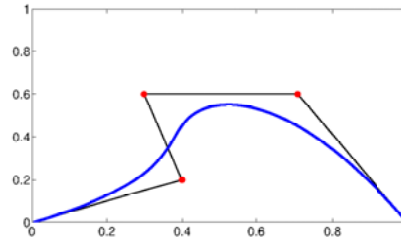


Abb. 3: Splinekurve der Ordnung 4 mit 5 Kontrollpunkten

Wichtig ist erst einmal nur, dass die Kurve des Splines mit den Kontrollpunkten und damit auch mit den Koeffizienten zusammenhängt. Wie genau und warum das wichtig ist, soll im nächsten Abschnitt geklärt werden.

Die Konstruktion der zweidimensionalen B-Splines und damit auch der Tensorprodukt-Splines, welche analog zum eindimensionalen Fall aus einer Linearkombination der B-Splines gebildet werden, ist nun relativ einfach. Dazu stellen wir uns den \mathbb{R}^2 über ein Koordinatensystem mit x - und y -Achse vor, wie in Abb. 3 (links) dargestellt. Auf jeder Achse werden Unterteilungen durch Knoten durchgeführt und eindimensionale B-Splines, wie zuvor beschrieben, gebildet. Mit Hilfe der Knoten wird ein Gitter in der xy -Ebene erzeugt. Diesem wird die *Gitterweite* $h = (h_1, h_2)$ zugeordnet, wobei h_1 und h_2 die Intervalllängen in x - und y -Richtung sind. Die zweidimensionalen B-Splines entstehen durch einfaches Multiplizieren der B-Splines in x -Richtung mit den B-Splines in y -Richtung. Dies führt dazu, dass analog zum Eindimensionalen jedem Gitterpunkt ein zweidimensionaler B-Spline zugeordnet werden kann. Ein solcher B-Spline ist in Abb. 3 (rechts) dargestellt. Wie in Abb. 3 auch zu erkennen ist, ist der Träger eines zweidimensionalen B-Splines ein Rechteck. In den Abbildungen im restlichen Artikel werden B-Splines nur noch über diese rechteckigen Träger dargestellt.

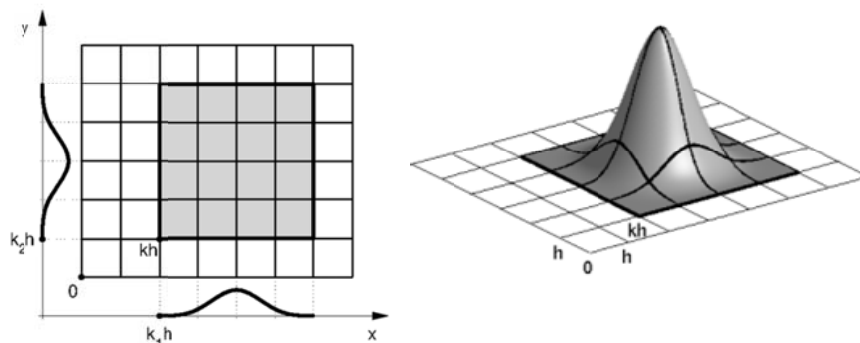


Abb. 3: Konstruktion in \mathbb{R}^2 (links), B-Spline in \mathbb{R}^2 (rechts)

An dieser Stelle soll des Weiteren darauf hingewiesen werden, dass die Ordnung der B-Splines in x -Richtung nicht der Ordnung der B-Splines in y -Richtung entsprechen muss. Der Einfachheit halber soll hier allerdings die gleiche Ordnung in beiden Richtungen angenommen werden.

2.2 Eigenschaften

Die Approximation mit den Tensorprodukt-Splines über dem gesamten \mathbb{R} oder \mathbb{R}^2 besitzt viele gute Eigenschaften. Im Fokus dieser Arbeit stehen die folgenden drei Eigenschaften:

1) Anisotropie

Diese Eigenschaft spielt erst im zweidimensionalen Fall eine Rolle. Wie schon in der Einleitung gesagt, werden über dem \mathbb{R}^2 , also über der xy -Ebene, Funktionen oder Daten approximiert. Dazu wird, wie in Abschnitt 0 beschrieben, ein Gitter und dann darüber ein Spline erzeugt, welcher die Daten möglichst gut approximiert. Was unter einer möglichst guten Approximation zu verstehen ist, wird in Punkt 0 erklärt. Je nach Struktur der Daten oder der Funktion kann hier durch eine Variation der Gitterweite h der Spline angepasst werden.

Viele Objekte, welche approximiert werden sollen, weisen eine sogenannte Anisotropie auf. Das bedeutet, dass sie in den verschiedenen Koordinatenrichtungen unterschiedliche Eigenschaften besitzen. So ist beispielsweise ein Wellblech in einer Richtung deutlich stärker gekrümmt. Soll ein solches Wellblech mit Hilfe von Tensorprodukt-Splines nachgebildet werden, muss in dieser Richtung die Gitterweite entsprechend fein gewählt werden. Die Fähigkeit, solche Anisotropien abbilden zu können, bedingt nun, dass in der anderen Richtung die Gitterweite trotzdem relativ groß gewählt werden kann. Zusätzlich kann generell, wie in Abschnitt 0 erwähnt, die Ordnung des Splines in den verschiedenen Richtungen unterschiedlich gewählt werden.

2) Stabilität der Basis aus B-Splines

Die Stabilität der Basis der B-Splines bedeutet im Wesentlichen, dass der gebildete Spline bezogen auf Messfehler eine geringe Anfälligkeit zeigt. Eine kleine Abweichung in den gegebenen Daten ergibt im Falle einer stabilen Basis keinen vollkommen anderen Spline. Betrachtet man hier noch einmal **Fehler! Verweisquelle konnte nicht gefunden werden.**, so bedeutet die Stabilität, dass ein geringes Verschieben der Kontrollpunkte nur eine geringe Änderung in der Splinekurve verursacht und umgekehrt. Das ist schon der angesprochene Zusammenhang zwischen Kontrollpunkten und Splinekurve.

3) Erfüllen einer anisotropen Fehlerabschätzung

Hier soll nicht auf die konkrete mathematische Formel eingegangen werden, sondern nur beschrieben werden, was die für die Fragestellung relevanten Aussagen sind. Eine Fehlerabschätzung gibt an, wie sich der Fehler, welcher bei der Approximation gemacht wird, verhält, wenn das zugrunde liegende Gitter der Tensorprodukt-Splines durch Verkleinerung der Gitterweite $h = (h_1, h_2)$ verfeinert wird. Dieses Verhalten wird dann abhängig von der Gitterweite und der Ordnung des Splines beschrieben.

In den klassischen Fehlerabschätzungen kann nur eine Aussage darüber getroffen werden, wie sich der Fehler abhängig von dem Maximum h_{max} von h_1 und h_2 verhält. Das heißt etwas genauer ausgedrückt: Wird die h schrittweise verkleinert, so sinkt der Fehler wie $(h_{max})^n$, wobei h_{max} in jedem Verkleinerungsschritt von h neu berechnet wird.

Die anisotrope Fehlerabschätzung spiegelt nun zusätzlich die bei Punkt 0 beschriebene anisotrope Eigenschaft von Daten oder Funktionen wider. Dies zeigt sich darin, dass der Fehler nicht mehr abhängig von h_{max} sinkt, sondern immer beide Richtungen eine Rolle spielen. Somit hat dann eine Verfeinerung des Gitters in nur einer Richtung, sagen wir in x -Richtung, einen Fehlerabfall wie $(h_1)^n$ zur Folge, selbst wenn h_2 größer als h_1 ist und konstant bleibt.

2.3 Einschränkung auf Gebiete

Für die Approximation mit den Tensorprodukt-Splines über Gebieten im \mathbb{R}^2 werden die Splines über \mathbb{R}^2 auf das Gebiet eingeschränkt. Grundsätzlich geschieht dies, indem nur diejenigen B-Splines zur Konstruktion verwendet werden, deren Träger das Gebiet schneiden, die also auch über dem Gebiet Werte ungleich Null besitzen. Dies führt allerdings dazu, dass sowohl die Stabilität der Basis als auch das Erfüllen der anisotropen Fehlerabschätzung nicht weiter gewährleistet sind.

Eine genauere Analyse zeigt, dass ungünstige Schnitte der Träger mit dem Gebiet für beide Probleme verantwortlich sind. Die Instabilität tritt auf, wenn mindestens ein Träger das Gebiet nur geringfügig schneidet. Schnitte von diesem Typ sind in Abb. 4 (links) dargestellt. Besteht der Schnitt eines Trägers mit dem Gebiet, wie beispielsweise in **Fehler! Verweisquelle konnte nicht gefunden werden.** (links), aus mehreren nicht zusammenhängenden Bereichen, so hat dies zur Folge, dass das in Abschnitt 0 beschriebene Verhalten des Approximationsfehlers nicht erfüllt ist.

Diese Phänomene sind durchaus mathematisch begründbar, worauf an dieser Stelle aber verzichtet werden soll. Für das Nachvollziehen der im nächsten Abschnitt beschriebenen Modifikationen der B-Splines ist kein tiefergehendes Verständnis notwendig.

3 Modifikation der B-Splines

In diesem Abschnitt werden einzelne B-Splines beziehungsweise ihre Träger betrachtet, losgelöst von dem gesamten Gitter. Es werden Modifikationen vorgestellt, welche die im vorherigen Abschnitt beschriebenen Probleme lösen. Ohne weiter darauf einzugehen, soll hier erwähnt werden, dass die Gebiete, welche betrachtet werden, nicht vollkommen beliebige Teilmengen des \mathbb{R}^2 sind. Die Menge der möglichen Gebiete ist allerdings groß und mit Blick auf die Anwendungsbereiche ausreichend.

Werden die Modifikationen auf alle B-Splines angewendet, welche für die Approximation über den Gebieten relevant sind, das heißt, deren Träger das Gebiet schneiden, ergibt dies eine stabile Basis. Damit ist Punkt 0 der erwünschten Eigenschaften erfüllt. Durch Linearkombinationen dieser neuen Basis können Splines gebildet werden, für die die anisotrope Fehlerabschätzung gültig ist. Damit führen die Modifikationen zu einer Approximation, die alle Eigenschaften erfüllt, welche hier gefordert werden.

3.1 Kondensieren

Wird ein Gitter der Gitterweite h über ein beliebiges Gebiet gelegt, können B-Splines auftreten, deren Träger sehr kleine Schnittbereiche mit dem Gebiet haben, wie in Abschnitt 0 erklärt. Der Träger mit seinen Knoten und dem Schnitt mit dem Gebiet wird nun isoliert betrachtet, in Abb. 4 also nur die rötlich markierten Teile in den beiden linken Grafiken. Hier erscheint die Wahl der Gitterweite im Verhältnis zu der Größe des Schnitts, der in den roséfarbigen Träger rot eingezeichnete Anteil, deutlich zu groß. Die beiden Grafiken auf der rechten Seite zeigen Träger und Gitterweite, welche auf den Schnitt angepasst sind.

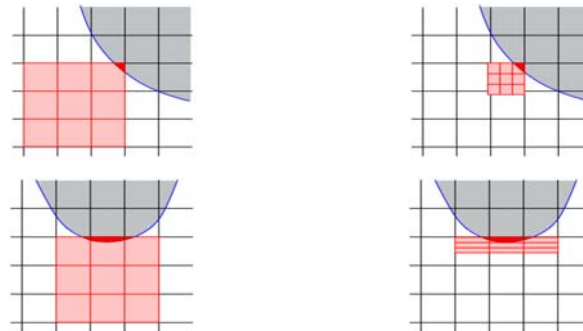


Abb. 4: Träger mit kleinen Schnittbereichen (links), kondensierte Träger (rechts)

Die Gitterweite jedes Trägers wird abhängig von dessen Schnitt mit dem Gebiet soweit wie möglich minimiert. Dabei ist zu beachten, dass das Gitter über dem Gebiet unverändert bleibt, das heißt, dass weder bereits vorhandene Ecken und Kanten verschoben noch neue hinzugefügt werden dürfen. Die resultierenden B-Splines werden als *kondensiert* bezeichnet.

3.2 Kopieren

Das Kondensieren bringt also die Stabilität der B-Splines. Doch hilft diese Variation bei dem Problem mit dem Approximationsfehler nicht weiter. Der in **Fehler! Verweisquelle konnte nicht gefunden werden.** (links) roséfarbig markierte Träger schneidet das Gebiet in zwei nicht zusammenhängenden Bereichen, was zu dem angesprochenen Problem führt. Nun kann zwar die eine Richtung des Trägers kondensiert werden, allerdings führen die beiden Schnitte in den unteren Ecken dazu, dass in der anderen Richtung der Träger unverändert bleiben muss.

Mit einem einfachen Trick lässt sich das Problem allerdings beheben. Von dem B-Spline werden Kopien angelegt und zwar so oft, dass am Ende für jeden nicht zusammenhängenden Bereich ein B-Spline zur Verfügung steht. In dem in **Fehler! Verweisquelle konnte nicht gefunden werden.** dargestellten Beispiel existieren dann zwei identische B-Splines zu dem eingefärbten Träger. Nun wird jeder dieser B-Splines einem der Schnittbereiche zugeordnet. Anschließend werden die Bereiche, denen der B-Spline nicht zugeordnet wurde, ausgeblendet. In dem Beispiel von **Fehler! Verweisquelle konnte nicht gefunden werden.** bedeutet dies, dass es einen B-Spline mit Schnitt in der linken unteren Ecke des Trägers und einen mit Schnitt in der rechten unteren Ecke des Trägers gibt. Diese Träger entsprechen dem in Abb. 4 (links oben) markierten Träger und können ganz einfach, wie im vorherigen Abschnitt beschrieben, kondensiert werden.

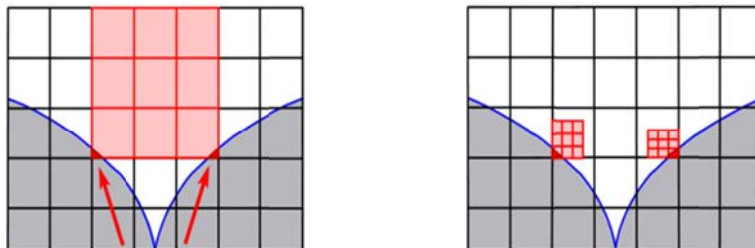


Abb. 5: Träger mit zwei Schnittbereichen im Gebiet (links), kopierter und

kondensierter Träger (rechts)

Die Kombination aus Kopieren und anschließendem Kondensieren aller B-Splines führt zu der Basis der *lokal kondensierten B-Splines*. Die aus diesen B-Splines gebildeten Splines haben, wie schon erwähnt, genau die Eigenschaften, die von Interesse sind. Das heißt, sie können Anisotropien abbilden, besitzen eine stabile Basis und erfüllen die anisotrope Fehlerabschätzung.

3.3 Beispiel

Es existieren bereits Verfahren, welche das Problem der Instabilität bei der Approximation mit Tensorprodukt-Splines über Gebieten lösen. Dazu gehören beispielsweise die erweiterten B-Splines (vgl. Höllig 2003; Höllig et al. 2001). Diese Verfahren lösen allerdings nicht die Problematik, welche sich im Approximationsfehler widerspiegelt.

Um dies zu zeigen, wird in diesem Abschnitt ein Beispiel betrachtet, welches das Verhalten des Approximationsfehlers bei Verfeinerung des Gitters in nur einer Richtung demonstriert. Hierzu betrachten wir das Gebiet und die zu approximierende Funktion, welche schon in der Einleitung gezeigt wurden (siehe Abb. 1). Beginnend mit einem sehr groben Gitter mit $h = (1, 0.5)$ wird das Gitter in y -Richtung durch Halbieren der Gitterweite immer weiter verfeinert. Die ersten drei Gitter, zu welchen die Approximationen berechnet werden, sind in Abbildung 6 dargestellt. Von diesen Gittern ausgehend wird jeweils mit den Standard-Tensorprodukt-B-Splines, den erweiterten B-Splines und den in dieser Arbeit vorgestellten lokal kondensierten B-Splines ein Approximant für die Funktion aus Abb. 1 berechnet. In Abbildung 7 ist der maximale Fehler, welcher jeweils entsteht, eingezeichnet. Die schwarz gestrichelte Referenzkurve gibt an, wie der Fehler sich unter der beschriebenen Verfeinerung des Gitters verhalten sollte. Es ist deutlich zu sehen, dass einzig das Verfahren der lokal kondensierten B-Splines dieses Verhalten zeigt.

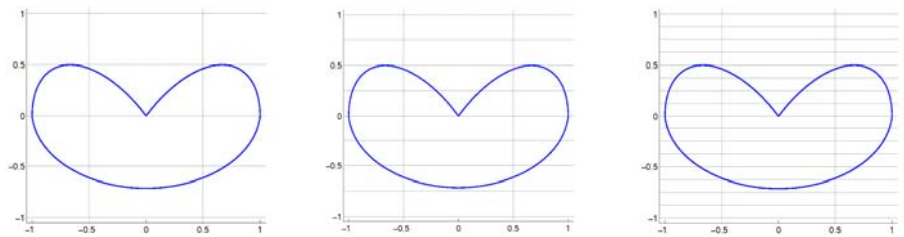


Abbildung 6: Verfeinerung des Gitters in y -Richtung

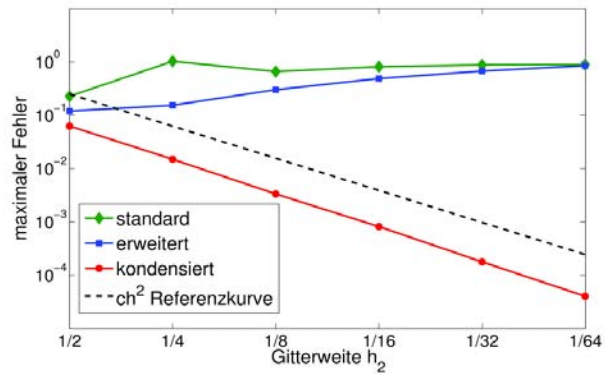


Abbildung 7: Approximationsfehler bei Verfeinerung der Gitterweite h_2

4 Fazit

Das Verfahren der lokal kondensierten B-Splines löst im zweidimensionalen Fall ein seit langem offenes Problem, das bei allen bisherigen Approximationsverfahren, welche auf Tensorprodukt-B-Splines basieren, aufgetreten ist. Aufgrund der einfachen Struktur und Handhabung ist es durchaus wünschenswert, ein solches Verfahren zur Verfügung zu haben.

Die hier beschriebene Konstruktion kann in beliebigen Dimensionen durchgeführt werden. Allerdings gibt es schon im dreidimensionalen Fall Beispiele, welche zeigen, dass hier die Stabilität nicht notwendigerweise erreicht werden kann.

Literaturverzeichnis

de Boor, Carl (1978): A practical guide to splines. New York: Springer-Verlag.

Höllig, Klaus (2003): Finite Element Methods with B-Splines. s.l.:SIAM.

Höllig, Klaus/Reif, Ulrich/Wipper, Joachim (2001): Weighted extended b-spline approximation of dirichlet problems. SIAM Journal of Numerical Analysis, Volume 39 (2), S. 442 - 462.

Várady, Tomás/ Martin, Ralph R./Cox, Jordan (Hrsg.) (1997): Reverse Engineering of Geometric Models. Special issue of CAD, Volume 29.

Verzeichnis der Autorinnen und Autoren

Annika Büsching, Studium der Rechtswissenschaft mit dem Schwerpunkt Rechtsgeschichte und -philosophie an der Universität Passau mit Aufenthalten in Hangzhou und Qingdao (China), Fremdsprachenprüfung u.a. in Chinesisch, seit Februar 2012 Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Bürgerliches Recht sowie Deutsche und Europäische Rechtsgeschichte (Prof. Dr. Ulrike Müßig) an der Universität Passau. Kontakt: Annika.Buesching@uni-passau.de

Dr. Susanne Günther geb. 1969, 1995-2000 Studium der Pädagogik, Psychologie, Psycholinguistik an der Ludwig-Maximilians-Universität (LMU) in München und der Universität Hamburg. 2001-2004 Graduiertenstipendium der Hanns-Steidel-Stiftung und Promotion zum Thema „Führungsfrauen im Management: Erfolgsmerkmale und Barrieren in ihrer Berufslaufbahn-Entwicklung“ bei der SIEMENS A.G. in München. Wissenschaftliche Mitarbeiterin 2005-2007 an der Friedrich-Alexander-Universität Nürnberg-Erlangen und 2007-2011 an der LMU. Seit 2011 programmverantwortliche Koordinatorin in der Hochschuldidaktik der Universität Passau (LEHRE⁺). Seit 2012 stellvertretende Universitätsfrauenbeauftragte an der Universität Passau. Kontakt: Susanne.Guenther@uni-passau.de

Martin Hennig (M.A.), geb. 1982, 2003-2009 Studium der Neueren deutschen Literatur- und Medienwissenschaft, Psychologie und Pädagogik an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel, 2010-2011 Lehrbeauftragter ebd., 2011-2012 wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Passau, seit August 2012 Mitglied im DFG-Graduiertenkolleg 1681 „Privatheit“ an der Universität Passau. Kontakt: Martin-Hennig@uni-passau.de

Dr. Alev Inan, geb. 1974, Studium der Erziehungswissenschaft, Soziologie und Religionswissenschaft (Diplom), Studium der Romanistik/Pädagogik (Magister) in Regensburg, 2007 Promotion zu „Islamischen Organisationen im Internet“ ebd., seit 2009 Akademische Rätin am Lehrstuhl für Allgemeine Pädagogik an der Universität Passau. Kontakt: Alev.Inan@uni-passau.de

Sabina Kirk, geb. 1983, 2004-2010 Studium der Englischen Literaturwissenschaft, British Studies und Geschichte (Magister- und Lehramt für Gymnasien) an der Universität Passau, seit 2010 Doktorandin am Lehrstuhl für Englische Literatur

und Kultur (Prof. Dr. Jürgen Kamm) an der Universität Passau. Kontakt: sabina_ki83@yahoo.de

Steffi Krause, geb. 1989, 2009-2012 Studium der Sprach- und Textwissenschaften an der Universität Passau, seit 2012 Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Allgemeine Pädagogik (Prof. Dr. Guido Pollak) und assoziiertes Mitglied im DFG-Graduiertenkolleg 1681 „Privatheit“ an der Universität Passau. Kontakt: Steffi.Krause@uni-passau.de

Dr. Claudia Krell geb. 1979, 2000-2005 Studium der Soziologie, Politikwissenschaft und Sozialpsychologie (Diplom) an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt und der Université de Provence Aix-Marseille I, ab 2005 Promotionsstipendium der Maximilian-Bickhoff-Universitätsstiftung, 2006-2011 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Soziologie und empirische Sozialforschung an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt, Promotion 2013, seit 2012 Referentin für Gleichstellung an der Universität Passau. Kontakt: Claudia.Krell@uni-passau.de

Julia-Maria Mönig, geb. 1982, 2001-2007 Studium der Romanistik (Französisch), Philosophie und Erziehungswissenschaften an der Bergischen Universität Wuppertal und Paris, 2008-2012 Wissenschaftliche Hilfskraft an der Bergischen Universität Wuppertal, seit 2012 Stipendiatin im DFG-Graduiertenkolleg 1681 „Privatheit“ an der Universität Passau. Kontakt: Julia-Maria-Moenig@uni-passau.de

Prof. Dr. Karla Müller, geb. 1957, 1976-1982 Studium der Germanistik, Geschichte und Sozialkunde für das Lehramt an Gymnasien an der Ludwig-Maximilians-Universität München, 1981/1986 Erstes und Zweites Staatsexamen, 1984 Promotion in Neuere deutsche Literatur an der Universität München, seit 2001 Professorin für Didaktik der deutschen Sprache und Literatur an der Universität Passau, 2012-2014 Universitätsfrauenbeauftragte ebd. Kontakt: Karla.Mueller@uni-passau.de

Dr. Nora Pleßke, geb. 1980, 2001-2006 Sprachen, Wirtschafts- und Kulturraumstudien mit angloamerikanischem Schwerpunkt an den Universitäten Passau und Leeds, 2012 Promotion in Englischer Literaturwissenschaft, Habilitationsprojekt zu kolonialen Objekten im langen 19. Jahrhundert, seit 2008 Wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Professur für Anglistik/ Cultural and Media Studies, seit 2014

Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Englischen Seminar der TU Braunschweig.
Kontakt: N.Plesske@tu-braunschweig.de

Dr. Nada Sissouno, geb. 1981, 2000-2007 Studium der Mathematik an der Technischen Universität Darmstadt, 2007-2011 Promotion im Fachbereich Mathematik an der Technischen Universität Darmstadt, 2011-2013 Post-Doktorandin ebd., seit 2013 Stipendiatin am Lehrstuhl für Mathematik mit Schwerpunkt Digitale Bildverarbeitung der Universität Passau. Kontakt: Nada.Sissouno@uni-passau.de

Dorothea Will, geb. 1984, 2003-2010 Studium der Anglistik und Germanistik für Lehramt an Gymnasien (Staatsexamen) an der Universität Passau, 2005-2008 Studium der Kulturwirtschaft/International Cultural and Business Studies (B.A.) ebenfalls an der Universität Passau, 2008-2009 Masterstudium in English Literature, 1780-1900 (MSt) an der University of Oxford, Großbritannien. Seit 2010 Doktorandin und Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Englische Literatur und Kultur (Prof. Dr. Jürgen Kamm) an der Universität Passau. Kontakt: Dorothea.Will@uni-passau.de